



Nr.26

Autorenpatenschaften

Nr. 26

Für den Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e. V.
im Rahmen des Projektes „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

herausgegeben von
Sarah Meyer-Dietrich und **Jürgen Jankofsky**

mitteldeutscher verlag

Zum Geleit

Als Initiative im Rahmen des Programms „Kultur macht stark“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung gründete der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise deutschlandweit lokale „Bündnisse für Bildung“, die „Autorenpatenschaften“ organisieren: Professionelle Kinder- und Jugendbuchautoren führen acht- bis 18-Jährige, denen ein Zugang zum Lesen und zur Literatur fehlte, an das Lesen und Schreiben literarischer Texte heran. Heranwachsende entdecken mit Hilfe von professionell Schreibenden neue Ausdrucksformen und erschließen sich einen neuen Erfahrungshorizont.

Vor allem bei Autorenbegegnungen und in Schreibwerkstätten entwickeln die Teilnehmer/-innen eigene Texte, welche unter Anleitung der Autoren/-innen in einem intensiven Entstehungs- und Wandlungsprozess diskutiert, bearbeitet und vorgetragen werden.

Für die hier dokumentierte „Autorenpatenschaft“ im Bundesland Nordrhein-Westfalen schlossen der Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V., die Auf Carl gGmbH (Zeche Carl), die Emschergenossenschaft Essen und der Friedrich-Bödecker-Kreis Nordrhein-Westfalen e.V. ein lokales Bündnis. Als Autorenpatin wirkte vom Januar bis Dezember 2017 Sarah Meyer-Dietrich. Als Koordinatorin vor Ort fungierte Lina Brünig, die Geschäftsführerin des Friedrich-Bödecker-Kreises Nordrhein-Westfalen e.V.

Am Ende einer jeder Autorenpatenschaft gibt schließlich eine Publikation vielseitige und vielfältige Einblicke in das jeweilige, gemeinsame Projektjahr - nicht zuletzt, um zur Weiterführung und Nachahmung anzuregen.

Jürgen Jankofsky
Stellv. Bundesvorsitzender der Friedrich-Bödecker-Kreise

Krieg im Dreistromland?

Eine Erzählung von:

Anna Abramenko, 18
Zalmai Ahmadzai, 18
Zineb Alawad, 15
Aya Alothman, 14
Moutasm Alyounes, 19
Leroy aus der Wiesche, 13
Fixhrije Budakova, 16
Nour Jabra, 15
Sham Jabra, 15
Julia Kaczor, 15
Danyar Kartal, 15
Ralf Lange, 18
Abdullah Lazkani, 16
Eranda Maxkuni, 13
Oliver Mohammad, 11
Wiktoria Niedzwiecka, 15
Risper Okello, 14
Lina Haj Omar, 14
Helen Pourmardani, 18
Julia Radacz, 16
Sami Rezali, 17
Leon Schuster, 20

Essen im Jahr 2127

Kapitel 1: Familie Pottgießer (*Lina Haj Omar, Zineb Alawad, Nour Jabra, Sham Jabra, Aya Alothman, Oliver Mohammad, Abdullah Lazkani*)

Pottgießers waren eine Familie, die aus vier Personen bestand: Lilith, Ringo und ihre beiden Kinder Paul und Mustafa. Paul ist 18, Mustafa 16.

Doch vor einem Jahr hat Ringo Pottgießer Selbstmord begangen. Er hat keinen Abschiedsbrief hinterlassen. Aber Lilith glaubt, dass es wegen seiner Schulden war. Ringo hatte eine kleine Firma, die schlaue Kleidung herstellte. Aber die Geschäfte liefen nicht so gut, wie sie sollten, weil die kleine Firma wenige Möglichkeiten für Werbung und Vertrieb hatte. Deshalb hat Ringo Verluste gemacht.¹ Nach Ringos Tod bekam die Familie Schwierigkeiten, und es gibt immer wieder Konflikte zwischen Lilith und ihren Söhnen. Paul ist deshalb vor einem Jahr ausgezogen und lebt seitdem bei seinem Opa Tate Pottgießer. Er hat keinen Kontakt mehr zu Lilith und Mustafa, die nicht wissen, wo Tate lebt – bei seiner Frau Annie Pottgießer, Ringos Mutter und damit auch die Oma von Mustafa und Paul, wohnt er jedenfalls nicht mehr. Mustafa lebt immer noch mit seiner Mutter zusammen, denn er will sie nicht auch noch allein

¹ Info: Schlaue Kleidung besteht aus Flexifasern. Wenn es warm ist, kühlt die Kleidung, wenn es kalt ist, wärmt sie. Farbe und Länge können flexibel angepasst werden. Schlaue Kleidung wird jetzt erfolgreich vom Großkonzern IDEA produziert. Die neuen Versionen sind bei Markteinführung sehr teuer. Aktueller Trend: Kleidung, die sich farblich der Stimmung anpasst.



DIE HAUPTFIGUREN

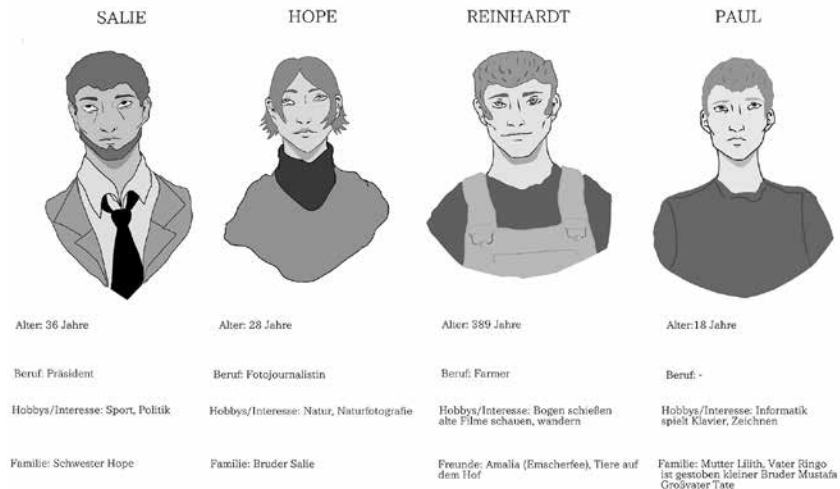


Illustration Julia Kaczor

lassen. Er ist genauso sensibel wie seine Mutter, die nicht mit Ringos Tod klarkommt. Die Familie hat immer noch Geldprobleme. Obwohl Lilith sich auf Drängen des Essener Großkonzerns IDEA dazu entschieden hat, Ringos Firma und die Patente für die schlaue Kleidung zu verkaufen. Jetzt, an einem Montagmorgen, sitzen Lilith und Mustafa gerade beim Frühstück.

Mustafa sagt: „Mama, es ist langweilig, wenn wir jeden Tag nur diese Tabletten essen. Und es ist doch auch keine große Leistung, so zu kochen.“²

„Tut mir leid, Schatzi“, sagt Lilith. „Aber wir haben kein Geld. Die Tabletten kosten nicht viel. Und wir brauchen keine Küche.“

„Aber wo ist denn das Geld?“, will Mustafa wissen. „Du gehst doch arbeiten.“

„Mit dem Geld bezahle ich deine Schulgebühren“, sagt Lilith. Denn im Jahr 2127 ist es teuer, zur Schule zu gehen – ein Nachteil an dem eigentlich so großartigen Schulsystem, das Präsident Salie Brown eingeführt hat.

„Dann geh ich eben nicht mehr zur Schule, Mama“, sagt Mustafa. „Ich will gar nicht noch mehr lernen. Wir brauchen das Geld. Ich will lieber arbeiten. Ich weiß, ich bin erst 16 Jahre, aber ich seh doch schon alt aus für mein Alter.“

2 Info: Im Jahr 2127 ernähren sich viele Menschen von kostengünstigen Fast-Food-Tabletten. Die Tabletten muss man auf einen Teller legen. Danach muss man Wasser kochen und auf den Teller schütten. Dann wird die Tablette zu einer Speise. Zum Beispiel zu einem gebratenen Hähnchen. Das restliche Wasser wird vom Teller aufgesaugt. Zum Thema Teller: Die sind im Jahr 2127 natürlich auch schlaul! Sie gleichen die Temperatur aus und zeigen an, wie viel Zucker, Kalorien, Vitamine etc. die Speise enthält.

„Nein, bitte, mein Sohn“, widerspricht Lilith. „Ich will, dass du die Schule fertig machst.“

Mustafa schweigt.

„Mustafa“, sagt Lilith. „Wir werden eine andere Lösung finden. Wir können diese Wohnung verkaufen und eine kleinere suchen. Wir sind ja nur noch zu zweit.“

„Was?!“, fragt Mustafa entsetzt. „Nee! Ich lasse nicht zu, dass du die Wohnung verkaufst. Ich fühle, dass mein Vater hier immer bei mir ist. Mama, wenn das Verkaufen die einzige Lösung ist, dann bitte, bitte lass mich arbeiten gehen.“

„Nein, Mustafa“, beharrt Lilith.

Mustafa wird sauer und schlägt mit der Faust auf den Tisch. Dann läuft er nach draußen. Wenn er doch zu Paul könnte. Früher ist er mit Problemen immer zu seinem großen Bruder gegangen. Der hat meistens gerade am Flexxscreen gesessen und irgendwas programmiert. Wenn Mustafa doch auch jetzt mit ihm über seine Probleme sprechen könnte. Dann würde er Paul erzählen, dass die Mutter die Wohnung verkaufen und dafür eine neue kleinere kaufen will. Das darf nicht passieren. Paul würde es bestimmt schaffen, Lilith zu überzeugen, dass sie die Wohnung nicht verkauft. Aber Paul ist nicht da. Paul hat Lilith und ihn im Stich gelassen.

Kapitel 2: Annie, Tate und Paul Pottgießer (*Sami Rezali*)

Annie war halb Fee und halb Mensch und sah sehr jung aus. Nicht ganz so jung wie eine Vollfee, aber eben doch viel jünger als eine Menschenfrau in ihrem Alter. Denn immerhin war Annie bereits in den Siebzigern, sah aber

höchstens aus wie 40. So oft sie konnte, besuchte sie ihren Mann Tate und ihren Enkel Paul im Untergrund und brachte ihnen leckeres Essen und neue Infos vom Leben über Tage in den Untergrund. Denn hier im Untergrund, in den alten Bergwerken von Essen, befand sich die Zentrale der geheimen Rebellengruppe Emschergroppen, die Tate und Annie gegründet hatten.

Annie erinnerte sich noch an den Tag, an dem Tate beschlossen hatte, im Untergrund zu leben. Und an seine Worte: „Ich weiß, dass du es sehr schwer findest, dass wir getrennt leben müssen. Ich gehe in den Untergrund. Da bin ich in Sicherheit und kann mich weiter für unsere Ziele einsetzen. Ich war zu kritisch, ich habe uns in Gefahr gebracht. Aber ich möchte nicht, dass du mit in den Untergrund gehst. Du liebst das Tageslicht und die frische Luft zu sehr. Und wir brauchen dich da oben. Wir arbeiten alle zusammen. Wir müssen diese Opfer bringen, damit unsere Gesellschaft wieder freier leben kann.“

„Woran denkst du?“, fragte Tate nun.

„Nichts, nichts“, sagte Annie. „Wie ist das Leben im Untergrund?“

Tate antwortete: „Wie immer. Sehr schwer. Es ist hier so warm. Man schwitzt die ganze Zeit, auch ohne körperlich zu arbeiten.“

Annie fragte: „Wie verbringt ihr denn sonst so eure Zeit hier unten?“

„Mit Büchern“, erklärte Tate. „Und wenn wir Langeweile haben, reden wir über Politik und Gesellschaft. Über eine Welt, wie wir sie uns wünschen. Mit gesunder Natur, vielen

schönen Orten, in der wir kein Wasser mehr verschwenden, sodass genug für alle da ist und es keinen Grund mehr gibt, einen kalten Krieg mit anderen Ländern zu führen.“

Paul sagte: „Zum Glück bekommen wir hier unten jetzt auch Trinkwasser. Savannah hat eine Konstruktion für uns entwickelt, um das Regenwasser von oben nach hier unten zu leiten und zu speichern. Sie hat ja früher als Ingenieurin gearbeitet.“

Annie fragte: „Kann ich einen Becher Wasser haben?“ Paul brachte einen Becher und sagte grinsend: „Du musst alles austrinken. Wir wollen nichts verschwenden.“ Nachdem sie getrunken hatte, schaute Annie auf ihr Holoфон, bemerkte dass sie keinen Empfang hatte und war deshalb wie immer im ersten Moment ein bisschen verwirrt. Sie konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, dass es hier unten keinen Empfang gab.

„Meint ihr nicht, es fällt irgendwann auf, wenn ich immer wieder für eine ganze Weile offline bin?“, wollte Annie wissen. „Ich habe mir gedacht, es könnte für uns alle gefährlich sein, wenn die Regierung aufmerksam wird und mich genauer ins Auge fasst.“

„Ich werde dein Holoфон manipulieren“, schlug Paul vor.

„Wie meins. Dann merkt man nicht, dass du offline bist.“

Tate war ruhig und sagte nichts. Dann fing er an zu lachen. „Zum Glück muss ich mich mit so etwas nicht auseinandersetzen. Das ist der Vorteil, wenn man als tot gilt und immer im Untergrund lebt.“

Annie und Paul lachten auch.

Dann fragte Annie: „Wann kommen die anderen Emschergroppen?“

Kapitel 3: Emschergroppen (*Julia Kaczor*)

Wie jeden Sonntag fand das Treffen der Emschergroppen im Untergrund statt und ebenfalls wie jeden Sonntag kam Avery zu spät. Sie war in Eile und hatte noch ihre Baruniform an.

„Sorry, dass ich zu spät bin“, sagte sie. „Wusstet ihr, dass Leute sich sogar an einem Sonntag betrinken mögen? Ich wusste das bis jetzt jedenfalls nicht.“

„Sei ruhig und setz dich hin, Avery. Wir haben vieles zu besprechen“, sagte Jeff genervt und zeigte auf Averys Platz. Avery setzte sich gehorsam neben Savannah, die schon längst da war.

„Wieso kommst du eigentlich immer später als Savannah, obwohl ihr doch zusammen wohnt?“, fragte Jeff.

„Jeff, ich habe noch hundert andere wichtige Aufgaben, als nur zu den Emschergroppentreffen zu kommen. Savannah kümmert sich nur um ihre Zeitmaschine und die Arbeit in der Bücherei mit geregelten Arbeitszeiten. Und ... sie ist eben viel organisierter als ich“, antwortete Avery und legte ihren Kopf auf den Tisch.

„Wenn dann alle bereit sind, lasst uns die Sitzung beginnen“, schlug Tate vor und stand auf. Tates Platz war ganz in der Mitte des Raums, weil er als Gründer der Emschergroppen ihr natürlicher Anführer war. Jedes Mitglied hatte Respekt vor ihm und seinen Ideen. Er war auch das älteste Mitglied der Gruppe.

„Jeff, berichte, was du in der Villa Hügel erfahren hast“, sagte Tate nun.

Jeff stand auf und begann zu reden: „Also, zuerst beobachtete ich den Präsidenten Salie Brown. Er war mit dem Manager von IDEA verabredet. Leider fand die Besprechung hinter verschlossenen Türen statt. Deswegen ging ich zu seiner Sekretärin und sprach mit ihr. Ich fragte sie ganz nebenbei darüber aus, was Salie mit diesem IDEA-Typen zu besprechen hatte. Sie antwortete, dass sie mir das eigentlich gar nicht sagen sollte, aber als Praktikant wäre es vielleicht doch wichtig, dass ich solche Sachen weiß.“

„Hast du vielleicht etwas Hilfreiches gehört?“, fragte Tate. Jeff nickte. „Dass der IDEA-Manager bei Salie war, hatte einen guten Grund. Die beiden wollen unbedingt Land von einigen Bauern abkaufen. Warum, das konnte oder wollte die Sekretärin mir auch nicht sagen. Aber es war klar, dass IDEA wohl ziemlichen Druck auf diese Bauern ausübt und auch vor Erpressung nicht zurückschreckt.“

„Mit der Info lässt sich doch arbeiten“, sagte Annie. „Das muss an die Öffentlichkeit. Wir brauchen nur eine gute Gelegenheit.“

„Die hab ich vielleicht auch schon“, sagte Jeff. „Salie Brown besucht morgen das IDEA-Hauptquartier. Weil eine neue Filiale der schlauen Kleidung eröffnet werden soll.“

„Toll, dann hört genau zu. Unsere nächste Aktion findet auch morgen statt“, sagte Tate.

„Morgen?“, fragte Paul verwirrt. „Aber Opa, wir haben doch nichts besprochen.“

„Paul, hast du etwa nicht zugehört?“, fragte Tate. „Morgen besucht der Präsident das IDEA-Hauptquartier auf Zollverein. Wir müssen intervenieren. Mein Vorschlag wäre eine Aktion mit Flugblättern. Was denkt ihr darüber?“

„Flugblätter?“, fragte Avery und stand ruckartig auf. „Das ist nicht witzig, Tate. Glaubst du wirklich, dass Papier den Präsidenten von seinen bescheuerten Plänen abhalten kann? Sei nicht dumm. Es ist gar nicht radikal! Unsere Aktion braucht mehr Kraft!“

„Beruhige dich, Avery“, sagte Savannah leise und guckte ihre Freundin beschwörend an.

Tate näherte sich Avery, schaute sie mit ernstem Gesichtsausdruck an und sagte: „Das war nur ein Vorschlag, Avery. Du musst dich nicht sofort aufregen. Ich finde, dass wir die Aktionen ruhiger durchführen sollten. Was sagt ihr anderen?“

„Ich stimme Tate zu“, sagte Annie. „Immerhin haben wir jetzt interessante Infos über IDEA, die wir auf die Flugblätter drucken können.“

Jeff nickte. „Ich finde die Idee mit den Flugblättern sinnvoll.“

„Hast du keine Angst, dass der Verdacht auf dich fällt?“, fragte Paul seinen Freund.

Jeff schüttelte den Kopf. „Die Sekretärin ist so eine Tratschtante ... Die hat das garantiert alles dem halben Ministerium erzählt. Ich hab morgen frei und könnte sogar selbst beim Flugblätter verteilen helfen.“

„Dann bin ich auch dafür“, stimmte Paul zu.

„Und du, Savannah?“, fragte Tate. „Bist du auch dafür?“

„Ja, die Flugblattaktion sollte zur Zeit reichen“, sagte Savannah.

Kapitel 4: Hope Brown (*Risper Okello & Fixhrije Budakova*)

Der Tag fing herrlich an. Hope fotografierte den Sonnenaufgang. Sie liebte die Natur. Deshalb war sie Fotografin geworden. Um alles, was sie sah, festhalten zu können. Hope hatte einen wunderbaren Blick auf die Gegend ringsherum. Sie wohnte in einem der modernen Häuser nahe der Villa Hügel – dem Wohn- und Regierungssitz des Präsidenten Salie Brown. Salie selbst hatte ihr eine Wohnung in der modernen Siedlung besorgt. „So kannst du mich jederzeit besuchen kommen, Schwesterherz“, hatte er gesagt. Nachdem Hope genug Fotos vom Sonnenaufgang geschossen hatte, ging sie ins Badezimmer.

Alles ist gut an diesem Morgen, dachte Hope. Sie wusste nicht, dass der Tag bei Weitem nicht so gut weitergehen würde, wie er begonnen hatte. Sie machte sich im Bad fertig für die Arbeit, verließ das Haus und stieg in ihr Flexximobil, um sich auf den Weg in die Redaktion zu machen. Sie war nicht nur Fotografin, sondern auch Journalistin.

Hope hatte viele Fotos auf ihrer Kamera. Auch wichtige Fotos. SEHR WICHTIGE sogar. Wichtiger, als Hope auch nur ahnen konnte. Sie setzte sich an ihren Platz und schaute die Fotos durch. Sie war gestern bei einem Karnevalsfest auf Zollverein gewesen, dem Firmensitz des IDEA-Konzerns, bei dem ihr Bruder Anteilseigner war. Sie sollte über den Karneval berichten und hatte deshalb sehr viele Fotos geschossen. Hope

überlegte, was sie Interessantes über das Fest schreiben könnte, als sie plötzlich auf ein merkwürdiges Bild stieß.

Es war eines der Bilder, die sie in einiger Entfernung vom Festort geschossen hatte, weil die Industrienatur auf dem entlegenen Teil des Geländes sie mehr als das Fest fasziniert hatte.

Ein paar Männer luden Kisten aus einem Lastwagen. Hm, was machten diese Männer da? Warum luden sie Kisten ab, während doch alle anderen IDEA-Mitarbeiter ausgelassen feierten? Das sieht aber verdächtig aus, dachte sich Hope.

Sie musste sich das Bild zweimal angucken. Was konnte in diesen Kisten sein? Sie zoomte heran. Jetzt erkannte sie eine Zahlen-Buchstaben-Kombination auf einer der Kisten. Eine Produktnummer? Hope tippte die Nummer in ihren Computer, um zu recherchieren, wofür sie stehen könnte. Als Hope das Suchergebnis sah, traute sie ihren Augen kaum.

Es war tatsächlich eine Produktnummer ... für Raketen! Hope konnte es nicht fassen. Was soll ich jetzt machen, dachte sie. Wenn IDEA heimlich Waffengeschäfte betreibt, muss die Öffentlichkeit das erfahren. Soll ich die Fotos meinem Chef zeigen und fragen, ob wir sie veröffentlichen? Hm ... Ich rufe mal Jasmin an, beschloss Hope. Am Holofon berichtete sie ihrer besten Freundin und Arbeitskollegin, worauf sie gestoßen war.

„Was soll ich jetzt machen, Jasmin? Soll ich es dem Chef sagen?“, fragte Hope verzweifelt.

„Ja“, sagte Jasmin. „Das solltest du.“

„Ich weiß nicht“, sagte Hope. „Was ist, wenn er mich nicht ernst nimmt? Du weißt ja, wie der Chef ist. Immer

am Rummeckern. Und ich hab echt keine Lust auf seine blöden Sprüche“, antwortete Hope genervt.

„Ja, ist echt so“, antwortete Jasmin. „Aber er muss dich ernst nehmen. Dass der größte Essener Konzern Waffen kauft, muss die Bevölkerung erfahren.“

„Auch wenn Salie deshalb vielleicht Probleme kriegt?“, fragte Hope.

„Salie?“, erwiderte Jasmin erstaunt. „Was hat dein Bruder damit zu tun?“

„Immerhin ist er der größte Anteilseigner von IDEA“, sagte Hope.

„Dann weiß ich echt auch nicht, was du machen sollst“, sagte Jasmin. „Vielleicht schläfst du lieber noch einmal 'ne Nacht drüber.“

Kapitel 5: Jasmin (*Risper Okello & Fixbrije Budakova*)

Die Freundinnen telefonierten noch eine Weile. Dann verabschiedeten sie sich. Jasmin war nachdenklich. Sie hatte ein bisschen Angst um Salie. Hope wusste das nicht, aber Jasmin war in Salie verliebt. Auch wenn sie fürchtete, dass es ihm nicht so ging und die gemeinsame Nacht, von der sie Hope lieber nichts erzählt hatte, für ihn nur ein One-Night-Stand und nicht mehr gewesen war. Ob ich Salie anrufen und ihn warnen soll?, fragte sich Jasmin. Andererseits ... diese Fotos könnten echt wichtig sein. Hope würde mit der Veröffentlichung vielleicht etwas Schlimmes verhindern können. Raketen ... Das konnte eigentlich nur bedeuten, dass Essen sich auf einen Krieg vorbereitete ... Aber das wiederum

würde bedeuten, dass Salie vom Waffengeschäft wusste und es selbst in Auftrag gegeben hatte. Nein, dachte Jasmin, das kann nicht sein. Salie doch nicht. Schnell wählte sie seine Nummer.

Kapitel 6: Emschergroppen (*Julia Kaczor*)

Es war Mittag, als die Emschergroppen sich auf dem Förderturm der Zeche Zollverein trafen.

„Savannah, wo ist Avery? Kommt sie noch, oder will sie nicht mehr mit uns zusammenarbeiten?“, fragte Tate und guckte auf die riesige Menge von Flugblättern, die Savannah in ihren Händen hielt.

„Ja, ich glaube sie ist auf dem Weg“, sagte Savannah. „Sie ist aber immer noch ein bisschen verärgert. Ich bin ohne sie losgegangen, weil ich es sonst nicht mehr geschafft hätte, die Flugblätter in der Bibliothek auszudrucken.“

„Alles klar“, sagte Tate. „Aber außer Avery sind alle da. Savannah, Paul, Jeff, Annie ... und die wichtigste Person ... Salie Brown?“

Er guckte auf die Bühne, die vor der Kohlenwäsche aufgebaut war. Da stand er. Der Präsident. Und bereitete sich auf seine Rede vor. Wie immer hatte er einen blauen Anzug an. Und wie immer standen um ihn herum jede Menge Bodyguards.

In dem Moment tauchte endlich auch Avery auf. Sie sah aus, als ob ihr völlig egal wäre, dass sie zu spät kam. Herausfordernd schaute sie Savannah aus ihren verschiedenfarbigen Augen an, als die fragte: „Avery Luck, wo hast du so lange gesteckt?“

„Ist doch jetzt egal“, sagte Annie beschwichtigend. „Sie ist jetzt hier. Und das ist gut so. Ich bin froh, dass du da bist, Avery.“

„Alles klar, wenn alle da sind, lasst uns die Aktion jetzt anfangen. Aber als Erstes müsst ihr eure Fischmasken aufsetzen. Wir wollen doch nicht, dass uns irgendjemand erkennt, oder?“, fragte Jeff rhetorisch und zog seine Fischmaske auf.

„Oh, und noch eine weitere wichtige Sache“, sagte Tate.

„Wir brauchen zwei Leute, die mit dem Heißluftballon fliegen. Gibt es Freiwillige? Oder soll ich auswählen?“ Tate lachte.

„Heißluftballon, Tate?“, fragte Savannah verwirrt.

„Um die Flugblätter abzuwerfen natürlich“, erklärte Tate.

„Wir haben einen Heißluftballon organisiert, mit dem wir wunderbar die Flugblätter direkt auf Salie Brown herunterregnen lassen können.“

Alle starrten auf den Ballon, den Annie und Tate nun unter einer Plane hervorzauberten.

„Wie habt ihr den herbekommen?“, fragte Jeff erstaunt.

„Sind heute Morgen sehr früh hergeflogen“, erklärte Annie.

„Ich fliege“, erklärte Avery knapp. „Das ist noch die interessanteste Sache an der Aktion.“

„Alles klar“, sagte Tate. „Jeff, du gehst mit.“

„Was?! Warum ich?“, fragte Jeff. „Ich will nicht mit Avery zusammen fliegen. Was, wenn sie mich aus dem Ballon schubst?“

„Oh, komm schon, Jeff. Als ob ich so was tun würde. Gib einfach zu, dass du Angst hast, erwischt zu werden“, sagte Avery und lachte Jeff frech an.

Jeff seufzte und stieg hinter Avery in den Korb des Heißluftballons.



Illustration Julia Kaczor

„Wenn alle bereit sind, kann es losgehen!“, rief Tate, als Salie Brown ans Mikrofon trat.

„Guten Tag“, sagte Salie ins Mikrofon. „Ich hoffe, dass ihr an diesem schönen Abend gestern alle Spaß hattet. Ich habe mir sagen lassen, dass es ein rauschender Karneval war. Heute sind wir hier, weil es schon wieder einen guten Grund gibt zu feiern ... Die Eröffnung einer neuen Filiale für schlaue Kleidung. Das bedeutet mehr Absatz, mehr Produktion, mehr Chancen auf finanziellen Gewinn und Vollbeschäftigung.“

In diesem Moment schossen Savannah und Paul Feuerwerkskörper ab, um die Aufmerksamkeit der Zuschauer zu erregen. Alle guckten jetzt auf den Heißluftballon und die Flugblätter, die durch die Luft flatterten. Die Zuschauer griffen aufgeregt nach den Blättern.



Illustration Julia Kaczor

„Lass uns zurück aufs Dach“, sagte Avery und lenkte den Ballon in Richtung des Förderturms. Die anderen Mitglieder der Emschergroppen waren nicht mehr zu sehen.

„Wo sind sie bloß?“, fragte Jeff.

„Du Dummkopf. Sie sind bestimmt abgehauen, weil wir zu langsam waren. Die Aktion war ja nicht gerade unauffällig. Warte hier. Ich versuche, unsere Leute zu finden, falls sie doch noch hier irgendwo sind“, antwortete Avery.

Sie rannte die Treppen herunter und ... ihrem persönlichen Freund fast in die Arme!

Salie Brown schien genauso verärgert und genervt zu sein wie Avery. Sie biss die Zähne zusammen und stürzte sich auf Salie Brown. Sie war voll von Hass – von Hass auf ihn. Er, der jeden Tag das Leben von Tausenden Menschen kaputt machte und sich dauernd als Retter aufspielte. Sie

fang an, auf ihn einzuprügeln. Zunächst attackierte er sie nicht, sondern versuchte nur, ihre Schläge abzuwehren. Dann schlug er doch zurück. Avery schlug härter zu. „Leibwächter, Leibwächter!“, schrie Salie.

Jeff öffnete die Tür. Er sah Avery und den blutenden Salie Braun. Er lief zu Avery und erwischte sie am Arm. In dem Moment tauchten Salies Bodyguards hinter Salie auf. Jeff zerrte Avery mit sich. Die beiden rannten so schnell wie möglich. Endlich erreichten sie den Heißluftballon. Nacheinander kletterten sie in den Korb und verließen die Zeche Zollverein. „Weißt du, wie dumm diese Idee war?“, war das Erste, was Jeff von sich gab. „Sehr, sehr dumm, Avery. Was, wenn die Bodyguards dich gepackt hätten? Warum riskierst du so viel?“

Kapitel 7: Paul (*Zalmai Ahmadzai*)

Wir hatten den Rückzug zur Zeche Carl angetreten, wo sich unser Zugang zu den alten Schachtanlagen, zum sogenannten Untergrund befand. Auf Zollverein wären wir nicht sicher gewesen. Da hätten Salies Leute ja sofort alles durchsucht. Ich ging zu Opa. Ich wollte etwas aus seiner Vergangenheit erzählt bekommen. Nicht dass es mir eines Tages mit ihm so ging wie mit Papa. Dass er starb, und ich hatte das Gefühl, ihn zu wenig gefragt zu haben. Opa saß alleine und schaute aufs Flexxiglas. „Komm, Paul, setz dich zu mir“, sagte er.

Ich nahm neben ihm Platz und guckte die Flexxibeine an, die seine eigenen Beine umschlossen. Opa muss viele Jahre an dieser Erfindung gearbeitet haben, dachte ich mir. In seinen Flexxibeinen steckte ganz viel Kunst. Sie waren für jemanden, der nicht wusste, dass er Flexxibeine hatte, nur schwer zu erkennen, so dünn war das Flexxi-Skelett. Es war aus nur wenigen kleinen, dünnen Flexxistahl-Streben gebaut, in denen eine sehr besondere Technik steckte. Jedes seiner Bein-, Fuß- und Zehengelenke war mit Flexxistahl verbunden, wodurch er seine eigentlich gelähmten Beine bis hinunter zur letzten Zehe benutzen konnte. Die Flexxistahl-Streben in seinen Zehen waren jeweils nur ein paar Millimeter lang. Opa hatte die Technik später weiterentwickelt, sogar Flexxiprothesen gebaut und so vielen Menschen mit körperlichen Einschränkungen wieder ein ganz normales Leben ermöglicht. Den Erfindergeist schien Opa von seinem Opa Lukas geerbt zu haben, der Flexxiglas erfunden hatte. Und von dessen Opa Emil, der Dampfmaschinen entwickelt hatte.

„Opa, erzähl doch mal ein bisschen von deiner Vergangenheit“, bat ich ihn schließlich. „Über damals, als du noch keine gesunden Beine hattest. Du erzählst mir nie davon. Ich will wissen, wie du dich gefühlt hast, als du erfahren hast, dass du querschnittsgelähmt warst und nicht mehr laufen konntest. Und wie du dich jetzt fühlst, wo du wieder laufen kannst.“

Er blickte auf den Boden, schien in Gedanken verloren. Ich sah ihm an, dass er an traurige Zeiten in seinem Leben dachte. Ich saß neben ihm und starrte ihn erwartungsvoll an.

Er lächelte schließlich und fing dann an, mir seine Geschichte zu erzählen: „Das erste Mal, dass ich wieder laufen konnte, war wie ein Traum für mich. Ich hatte mein halbes Leben lang darauf gewartet und immer davon geträumt, dass ein Tag kommen würde, an dem ich wieder laufen könnte. Oft, wenn ich die anderen Menschen sah, die nicht im Rollstuhl sitzen mussten, dachte ich mir: Warum denn ich? Und ich fragte mich auch manchmal: Warum bin ich nicht bei diesem Unfall zusammen mit meinen Eltern gestorben? Was hab ich Schlimmes getan, dass ich so gestraft bin? Denn wie eine Strafe kam es mir vor. Obwohl es natürlich eigentlich nur großes Unglück gewesen war ...“ Während Tate erzählte, stiegen ihm Tränen in die Augen. Ich konnte mir nicht vorstellen, was für ein schwieriges und trauriges Leben er manchmal gehabt haben musste. Ich hörte nur zu.

Er sagte mit stockender Stimme: „Ich war sehr frustriert und hoffnungslos, weil ich immer im Rollstuhl sitzen musste, nirgendwohin zu Fuß gehen konnte. Es fühlte sich für mich wie Pech an, dass meine Eltern bei dem Autounfall gestorben waren, aber ich am Leben blieb. Am Leben blieb, aber ohne meine Beine benutzen zu können. Als mir bewusst wurde, dass ich nie mehr würde laufen können, hat mein Leben für mich plötzlich keine Bedeutung mehr gehabt. Ich hasste es, immer auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein. Dabei hatte ich Glück im Unglück. Denn ich hatte meinen Opa Lukas, der mich über alles liebte und mich zu sich nahm. Aber natürlich war er oft überfordert mit mir und mit meinen

Depressionen. Und ich war untröstlich – ich war ja erst ungefähr so alt wie du. Als ich deine Oma kennengelernt habe, gab es eine Zeit, in der es mir besser ging. Und dann starb Opa. Und ich war wieder allein. Ich hatte so lange gewartet und gewartet, dass das Leben es besser mit mir meint. Es reichte mir mit dem Pech. Ich wollte nicht mehr leben. Nicht ohne einen Menschen, der immer bei mir war und mit dem ich über alles reden konnte.“

Ich unterbrach ihn und fragte: „Was war mit Oma? Wo war sie denn, als du so alleine warst?“

„Sie hat immer versucht, mir zu helfen. Egal, wann ich ihre Hilfe brauchte. Sie hat mir sogar einmal das Leben gerettet, als ich sie gerade erst kennengelernt hatte. Sie hat für mich so vieles getan, was ich ihr niemals zurückgeben könnte. Ich kann nur versprechen, dass ich für sie alles tun würde. Alles, was in meiner Macht steht, auch wenn ich dafür mein Leben riskieren müsste ...“, sagte er und lächelte dabei. „Sie ist meine große Liebe.“

Ich hatte Opa nicht ansehen können, wie sehr er sie liebt. Opa hatte eine ganz schön harte Schale, aber dafür einen weichen Kern. Er zeigte seine Liebe zu uns nicht immer. Ich hatte gerade zum ersten Mal überhaupt von Opa gehört, dass er Oma liebte.

„Aber deine Oma war eben nur eine gute Freundin. Als ich sie zum ersten Mal sah, habe ich mich direkt in sie verliebt. Aber ich konnte es ihr nicht gestehen. Sie war damals, als ich sie kennenlernte, vergeben. Ihr Freund Viktor mochte mich eigentlich, war aber immer schnell eifersüchtig. Sie

haben sich dann verlobt, wollten heiraten, eine Familie gründen ... Da fühlte ich mich immer wie das fünfte Rad am Wagen. Und wegen Viktors Eifersucht hatte Annie immer weniger Zeit für mich ...“

„Wie kam es, dass ihr trotzdem geheiratet habt?“, fragte ich.

„Sie hat sich von ihrem Freund getrennt, der nicht damit klar kam, dass sie eine Halbfée war. Sie haben die Verlobung gelöst. Natürlich hätte ich mich wegen meiner Behinderung immer noch nicht getraut, ihr meine Gefühle zu gestehen. Annie jedoch gestand mir, dass sie ab dem ersten Moment in mich verliebt gewesen war. Sie hatte uns beide geliebt, Viktor und mich. Nun liebte sie nur noch mich.“ Opa sann einen Moment nach. „Und sie ist der Grund, warum ich angefangen habe, die Flexxibeine zu erfinden, damit ich wieder laufen kann. Damit wir ein gemeinsames Leben haben könnten.“

Ich wurde sehr neugierig, als er das sagte, und wollte es genauer wissen: „Warum war sie der Grund? War ihr das wichtig, dass du wieder laufen kannst? Hatte sie Schwierigkeiten mit deiner Behinderung?“

„Nein, nein“, sagte Opa. „Sie hatte gar kein Problem damit. Ich war es, der ein Problem hatte. Sie ist schon immer eine sehr schöne Frau gewesen. Ich wollte nicht, dass alle immer denken würden, dass sie nur aus Mitleid mit mir zusammen war. Ich wollte nicht, dass sie mich in der Öffentlichkeit im Rollstuhl schieben muss. Ich war zu stolz ... Deshalb habe ich angefangen, Flexxibeine zu entwickeln. Das war nicht so einfach. Ich habe Jahre lang daran gearbeitet. Dann

kam endlich der Tag, an dem ich die Beine zum ersten Mal ausprobiert habe. Obwohl ich damals schon 30 Jahre alt war, kam ich mir vor wie ein Kind, das zum ersten Mal ein paar Schritte läuft. Ich konnte gar nicht glauben, dass ich wieder stehen und laufen konnte. Ich werde diesen Moment nie vergessen. Er hat mein ganzes Leben verändert. Ich ging zu Annie. Als sie mich laufen sah, rieb sie sich die Augen. Es kam auch ihr vor wie ein Traum. Und sie war genauso glücklich wie ich. Tränen stiegen ihr in die Augen und sie umarmte mich. Sie hatte gewusst, dass ich daran arbeite, Flexxibeine zu bauen, aber hatte nicht geglaubt, dass es funktionieren würde. Sie hatte immer Angst gehabt, dass ich das alles umsonst machte, dass ich meine kostbare Zeit vergeudete. Aber ich habe nie aufgegeben. Ich habe es immer weiter und weiter versucht, bis ich es geschafft hatte. Ich habe Annie an diesem Tag zu einem Eis eingeladen. Unser Lieblingseis. Das hatten wir schon gegessen, als wir noch jünger waren. Sonst hatte Annie das Eis immer für mich kaufen müssen, weil die Treppen vor dem Eiscafé meinem Rollstuhl den Weg versperrten. Nun konnten wir endlich zusammen die Treppe hinaufsteigen und uns drinnen an einen Tisch setzen. Nach dem Eisessen habe ich den Ring aus der Tasche geholt, den ich schon vor einiger Zeit gekauft hatte, und habe um Annes Hand angehalten. Sie war so glücklich, dass ihr die Tränen kamen. Sie sagte ja. Sie sagte es, als ob sie schon eine Ewigkeit auf diesen Moment gewartet hätte. Dieser schönste Tag hat mein Schicksal besiegelt. In der Nacht wollte ich gar nicht

schlafen gehen. Ich war viel zu glücklich. Und ich hatte Angst, aufzuwachen und zu merken, dass es nur ein Traum gewesen war. Nach ein paar Tagen haben wir geheiratet. Ich habe mit der Entwicklung der Flexxibeine weitergemacht, weil ich ja wusste, dass es viele andere Menschen gibt, die genau wie ich im Rollstuhl saßen oder noch schlimmere körperliche Behinderungen hatten. Ihnen wollte ich mit dieser Erfindung helfen, genauso glücklich zu werden wie ich. Das war die Geschichte meines Lebens.“ Opa schaute auf seine Beine und lächelte mit Tränen in den Augen. Opa war mir, als ich Kind war, immer vorgekommen wie der stärkste Mann der Welt. Jetzt fühlte ich mich bestätigt. Er hatte nie aufgegeben. Und er hatte alles bekommen, was er wollte. Ich umarmte ihn fest.

Kapitel 8: Reinhardt (*Leon Schuster*)

Es ist ein schöner Abend. Die Sonne geht langsam unter und taucht das Feld in einen goldgelben Schein. Dieser Anblick versöhnt mich etwas mit dem stressigen Tag. Heute Morgen erhielt ich einen nicht ganz so freundlichen Brief von den Typen von IDEA.

*Sehr geehrter Herr Reinhardt,
wir von IDEA sind nicht sehr erfreut darüber, dass Sie unser so großzügiges Angebot für Ihren Hof nicht angenommen haben. Leider muss ich Ihnen mitteilen, dass wir ein sehr großes Interesse an Ihrem Hof haben und dass unsere Geduld auch Grenzen hat. Wenn Sie sich nicht umgehend bei uns melden und unser Angebot annehmen (welches jetzt aufgrund Ihrer*

Weigerung halbiert wurde), werden wir zu anderen Methoden greifen müssen. Glauben Sie uns, wir haben bisher immer das bekommen, was wir wollten.

Mit freundlichen Grüßen

Aleksai Kral (Verwaltung IDEA)

Dass Sie bereit sind, weit zu gehen, um ihren Willen zu bekommen, war mir bei diesem korrupten Konzern zwar klar, aber dass sie solche Drohbriefe einfach verschicken, macht mir wirklich Angst. Es zeigt so deutlich, dass sie nicht die kleinste Sorge haben, dass jemand sie an ihrem Vorhaben hindern könnte. Zumal der Staat voll hinter IDEA steht. Alle waren so euphorisch, als Salie Brown gewählt wurde. Seine Versprechen klangen ja auch so verdammt gut. Aber seitdem hat er sich geändert. Und der Bevölkerung scheint es gar nicht aufzufallen. Wenn man mal von den Protestaktionen dieser Rebellengruppe absieht ...

Was soll ich jetzt tun? Ich liebe meinen Hof. Warum sind die überhaupt so wild auf mein Land? Zuerst dachte ich, ich wäre ihnen nur deshalb ein Dorn im Auge, weil ich versuche, die Menschen über diese Fast-Food-Tabletten von IDEA aufzuklären. Aber so groß ist mein Einfluss nicht, dass es erklären würde, warum ich IDEA so wichtig bin. Nein ... da muss etwas anderes hinterstecken ... Ich sollte versuchen, auf andere Gedanken zu kommen.

Ich schnappe mir meinen neuen Bogen und ein paar Übungspfeile. Dann mache ich mich auf den Weg zu meinem kleinen Schießübungsplatz. Ich werde noch ein bisschen trainieren, bis die Sonne komplett verschwunden ist. Ich schieße

einen Pfeil nach dem anderen in Richtung der Zielscheibe und verfehle nie mein Ziel. Früher, als ich noch zeitgleich Lehrer und Bauer war, ließ mir meine Arbeit keine Zeit fürs Bogenschießen. Aber seit ich nicht mehr als Lehrer arbeite und deshalb auch keinen Unterricht mehr vorbereiten muss, trainiere ich jeden Abend. Ich vermisse den Schuldienst. Ich habe Ernährungswissenschaften und Tiersprachen unterrichtet. Seit die Tiere mehr Rechte bekommen haben und in freiwilligen Kooperationen mit den Menschen zusammenarbeiten, gehören Tiersprachen in Essen in den Lehrplan. Ich, als einer von wenigen Emscherelfen, die alle Tiersprachen sprechen, war als Lehrer sehr gefragt. Und ich dachte, dass ich damit etwas Gutes tue. Weil ich der Verständigung zwischen Tier und Mensch diene. Zum Dank haben sie mich rausgeschmissen. Sie sagten, dass ich nicht mehr ‚benötigt‘ werde, um die Klassen zu unterrichten. Klar, schließlich hatten sie alle meine Unterrichtsstunden gefilmt. Und ich vermute fast, dass sie mich auch loswerden wollte, weil ich versuchte, den Schülern alles über gesunde Ernährung beizubringen. Ich war überrascht. Und enttäuscht. Früher, vor langer Zeit, hätte ich gedacht, dass so ein Verhalten typisch für Menschen ist. Damals, als sie noch nichts von uns Emscherfeen und -elfen wussten, als wir noch unerkant unter ihnen lebten und einige von uns im geheimen Widerstand gegen die Industrialisierung kämpften, mit der die Menschen Flüsse und Umwelt verschmutzten. So hoffnungslos war ich, dass ich hundert Jahre lang in einen Stein verwandelt war. Aber seit ich zurückgekehrt bin in diese Welt, dachte ich eigentlich, die Menschen hätten sich geändert.

Ein Schuss – und meine Zielscheibe fällt um. Ich habe gar nicht gemerkt, wie sauer ich bin. Ich habe den Bogen vollkommen überspannt. Ich sollte für heute besser aufhören mit dem Schießen, denke ich. Ich mache mich auf den Weg zurück durch das kleine Waldstück. Zu Hause angekommen, lege ich Bogen und Pfeile zurück in den Schuppen. Mein Blick fällt auf die Armbrüste, die ich vor Kurzem hergestellt habe. Ich habe sie in Gedanken an Amalia gebaut. Sie war meine Kampfgefährtin damals im Widerstand und hat Armbrüste als Waffen immer bevorzugt. Ich habe meine Waffen anders als Amalia nie gegen Menschen eingesetzt.

Kapitel 9: Lilith (*Eranda Maxkuni*)

Wieder ein Morgen. Früher hatte ich nie ein Problem damit aufzustehen. Ringo und ich führten jeden Tag im Bett unser Morgengespräch, gingen dann in die Küche und tranken unseren Kaffee. Ich machte das Frühstück für die Jungs, während Ringo die beiden wecken ging. Paul und Mustafa frühstückten mit uns, dann nahmen sie ihr Zeug für die Schule und verabschiedeten sich. Ringo ging zur Arbeit. Ich begann mit dem Haushalt. Eine perfekte Alltagsfamilie, wenn man von unseren Geldsorgen absah. Wenn Mustafa und Paul aus der Schule kamen und Ringo von der Arbeit zurück war, saßen wir zusammen und erzählten von unserem Tag: von der Schule und der Arbeit. Jetzt ist es nicht mehr so. Ringo ist weg, Paul ist weg, alle sind weg. Bis auf Mustafa. Er bleibt. Er ist immer geblieben.

Mein kleiner Stern. Mein Herzschlag. Trotzdem fehlt etwas ohne Ringo und Paul. Egal, was Mustafa tut, er wird Paul niemals ersetzen können. Keiner kann den jeweils anderen ersetzen. Sie haben beide einen Platz in meinem Herzen.

Seitdem Ringo und Paul weg sind, komme ich morgens kaum aus dem Bett. Mustafa macht sich sein Essen meist alleine und ist dann schon längst weg, wenn ich aufstehe. Vielleicht besser so. Gestern morgen habe ich es ausnahmsweise geschafft, mit Mustafa zu frühstücken, und prompt gab es Streit.

Bin ich eine schlechte Mutter? War ich eine schlechte Mutter? Habe ich mich zu sehr nur um mich gekümmert? Ist Paul deswegen weg? Er meldet sich nicht. Und ich traue mich nicht, mich bei ihm zu melden. Aus Angst, dass er nicht mit mir sprechen will.

Was ist bloß aus mir geworden? Schon beim Frühstück bemitleide ich mich selbst und denke über mein jämmerliches Leben nach, statt endlich etwa zu unternehmen ... Es muss sich etwas ändern, beschliesse ich. Ich bin fertig mit Frühstück und fange erst mal an, ein wenig aufzuräumen. Es kann nicht immer alles an Mustafa hängen bleiben. Aber ich habe manchmal einfach keine Kraft mehr, kann oft einfach nicht mehr. Ohne Ringo schaffe ich es nicht, die Familie zusammenzuhalten ... Aber ich muss die Kraft finden. Mir muss was einfallen, um wieder im Alltag anzukommen.

Ringo ist seit einem Jahr tot. Paul seit einem halben Jahr weg. Es reicht! Ich muss etwas tun. Gleich jetzt. Ich lade Paul zum Abendessen ein. Hoffentlich hat er sein Holofon noch.

Ich schreibe: *Hallo Paul, hier ist Lilith.* Nein. Das ist zu unpersönlich. *Hallo Paul, hier ist deine Mama.* Ja. Das ist gut. *Hallo Paul, hier ist deine Mama. Ich lade dich zum Abendessen ein. Ich weiß nicht, ob du die Nachricht bekommst. Wir würden uns freuen, wenn du um 18:00 Uhr kommst. Die Wohnung ist immer noch die gleiche. Deine Mutter Lilith!*

Kapitel 10: Hope Brown (*Risper Okello & Fixhrije Budakova*)

Hope machte sich für die Arbeit fertig. Sie hatte, wie Jasmin ihr geraten hatte, alles überschlafen, war dann wie immer früh aufgestanden und hatte Fotos vom Sonnenaufgang gemacht. Nun war sie fest entschlossen, ihrem Chef alles zu erzählen. In der Redaktion angekommen, ging sie zuerst zu ihrem Arbeitsplatz und legte ihre Sachen ab. Ich werde jetzt direkt zum Chef gehen und ihm alles erzählen, dachte sie mutig. Dann bemerkte sie etwas ... Jasmin war nicht da! Das war sehr merkwürdig, weil Jasmin sonst IMMER früher als Hope da war. Aber vielleicht steckt sie im Stau, dachte sich Hope. Sie würde sich später bei der Freundin melden, wenn die nicht bald auftauchte. Aber nun ging Hope erst einmal zum Chef.

Nachdem Hope ihrem Chef alles erzählt und die Fotos gezeigt hatte, schwieg er einen Moment. Dann sagte er wütend: „Das dürfen Sie nicht veröffentlichen.“ „Aber, Chef ...“, setzte Hope an.

„Nichts aber, Chef“, unterbrach er sie genervt. „Sie dürfen die Bilder nicht veröffentlichen und Punkt aus!“
Aber Hope wollte es nicht zulassen. Dass IDEA Raketen kaufte, konnte doch nur bedeuten, dass ein Krieg befürchtet wurde. Die Essener Bevölkerung hatte ein Recht darauf, das zu erfahren. „Herr Müller“, versuchte Hope es deshalb noch einmal. „Ich respektiere Sie und habe immer die besten Storys abgeliefert. Ich hab immer alles getan, wie Sie es wollten. Aber es geht hier um die Sicherheit von uns allen!“
„Es ist mir egal, was Sie denken, Hope“, schnauzte Herr Müller. „Wir werden diese Geschichte nicht veröffentlichen und Sie löschen diese Fotos am besten ganz schnell wieder.“
Hope war enttäuscht. Sie lief zurück zu ihrem Platz. In dem Moment kam Jasmin durch die Tür gerannt.
„Wo warst du denn?“, fragte Hope. „Ich dachte schon, du kommst nicht mehr.“
„Es gab Stau“, erwiderte Jasmin.
„Ach so“, sagte Hope. „Ich hab eben mit dem Chef gesprochen.“
„Und was hat er gesagt?“, fragte Jasmin neugierig.
„Ich darf die Bilder nicht veröffentlichen“, sagte Hope traurig.
„Mach dir keine Sorgen“, gab Jasmin zurück. „Du findest andere interessante Storys.“
„Jasmin! Es ging mir doch nicht um die Story!“, sagte Hope. „Es ging mir darum, dass die Menschen gewarnt werden!“
Jasmin zuckte mit den Schultern. „Ich muss mal auf die Toilette“, sagte sie.

Kapitel 11: Jasmin (*Risper Okello & Fixhrije Budakova*)
Jasmin war erleichtert, dass Hope ihre Story nicht veröffentlichen durfte. Jasmin hatte Salie von den Fotos erzählt, nachdem sie ihn vom Krankenhaus nach Hause gefahren hatte. Er hatte ihr versichert, dass der Raketenkauf eine reine Vorsichtsmaßnahme war. Weil Dortmund den Essenern ja schon lange mit Krieg drohte.
Vom Toilettenraum aus rief sie Salie an. „Sie darf es nicht veröffentlichen“, sagte sie.
„Gut so“, erwiderte er. „Ich habe heute Morgen Herrn Müller angerufen und vorgewarnt.“
Jasmin war sich nicht sicher, ob sie die Frage, die ihr auf der Zunge lag, wirklich stellen sollte. Aber da hatte sie es auch schon getan: „Und ... wollen wir uns heute Abend treffen?“
Sie hatte so'n komisches Gefühl.
Salie schwieg ein paar Sekunden.
Ich hätte nicht fragen sollen, dachte Jasmin.
„Ja“, sagte Salie schließlich. „Wir treffen uns bei dir um 8 Uhr heute Abend.“
„Einverstanden“, sagte Jasmin. Sie freute sich auf den Abend.

Kapitel 12: Jeff (*Sami Rezali*)
Es ist ein regnerischer Tag. Es sind kaum Menschen unterwegs. Der Wind bläst leise durch die Straßen. Ich gehe zu meinem Praktikum. Der Bus hat Verspätung. Ich komme zu spät ins Ministerium. Wenn ich aus dem Bus aussteige, ist es bestimmt immer noch regnerisch. Weil ich keinen Regenschirm habe, werde ich dann noch nasser. Wer

hätte auch mit Regen gerechnet, mitten in der Trockenzeit?
Das Wetter bleibt unberechenbar.

Ich bin nervös, denn ich muss mich bei der Sekretärin für das Zuspätkommen entschuldigen. Den anderen Emschergroppen gegenüber habe ich ja so getan, als ob die Sekretärin mir bereitwillig alles Mögliche über IDEA erzählt hätte. Keine Ahnung, warum ich das behauptet habe. Eigentlich habe ich die Infos aus Unterlagen, die ich der Sekretärin geklaut habe. Sie kann nämlich ziemlich streng sein ...

„Es tut mir leid“, erkläre ich ihr. „Eigentlich hätte der Bus pünktlich sein müssen, aber heute war er zu spät. Ich glaube, das ist wegen des Regens.“

Sie antwortet: „Ist schon okay, Jeff. Ich habe dir ein paar Akten auf den Tisch gelegt.“ Ich kann ihr anhören, dass sie enttäuscht ist, mir meine Erklärung nicht glaubt.

Und die ganzen Akten ... Das macht sie doch nur, um mich zu bestrafen. Es sind mir zu viele. Ich habe keine Lust, die alle zu bearbeiten. Ich lege drei Akten in den Schrank, damit ich mehr Überblick habe. Später kommt die Sekretärin zu mir und fragt mich, ob ich die Akten fertig gemacht habe. Natürlich hab ich noch nicht alle geschafft. Die Sekretärin ist sauer. Sie sagt zu mir: „Geh Kaffee kochen!“ Ich gehe zur Kaffeemaschine. Aber wir haben wieder mal keine Kaffeebohnen mehr. Ich muss also wieder durch den Regen laufen. Ich kaufe im Supermarkt eine Packung Bohnen. Zurück in der Villa Hügel koche ich eine Kanne Kaffee in der Küche.

Ich rufe: „Kaffee ist fertig!“ Aber ich glaube, niemand hat

das gehört. Deswegen will ich Salie eine Tasse Kaffee ins Büro bringen. Er freut sich bestimmt darüber. Vor der Tür von seinem Büro bleibe ich stehen. Wer streitet da bloß? Eine Stimme ist leicht erkennbar. Sie gehört Salie. Die andere kommt mir auch bekannt vor. Sie könnte von Salies Schwester Hope sein. Ja, ich bin mir sicher. Sie streiten über irgendein Foto. Die Tür ist leider nur einen Spalt breit offen, aber das ist auch gut so. So können sie mich nicht sehen. Der Kaffee ist fast kalt. Ich höre Hope über Raketen auf dem Foto sprechen. Ich bin neugierig. Was ist das bloß für ein Foto? Ich habe keine Ahnung.

„Was für ein Präsident bist du, dass du hinter dem Rücken der Bevölkerung von Steuergeldern Waffen kaufst, Salie?“ Ich kann hören, wie wütend Hope ist.

Was hat Salie mit den Raketen vor? Man kann mit Raketen doch eigentlich nur böse Sachen machen. Annie und Tate sprechen immer von dem kalten Krieg, den Salie gegen Dortmund führt. Will er jetzt Ernst machen? Er wird uns alle umbringen. Ich muss das unbedingt den anderen Emschergroppen erzählen.

„Was du auch im Schilde führst, Salie“, höre ich Hopes Stimme, „ich werde alles tun, damit du deine schrecklichen Ziele nicht erreichen kannst.“

Ich habe genug gehört. Ich habe Angst, dass die Sekretärin oder Salie und Hope mich erwischen. Jetzt ist der Kaffee endgültig kalt. Es lohnt nicht mehr, ihn Salie zu bringen. Ich gehe mit der Tasse wieder in die Küche und schütte den Kaffee in das Spülbecken.

Plötzlich kommt die Sekretärin und fragt: „Hast du da gerade Kaffee weggeschüttet? Denkst du, die Stadt schwimmt im Geld?“

„Ich habe so schlimme Bauchschmerzen“, sage ich. „Ich kann heute gar nichts machen. Und Kaffee vertrage ich gerade auch nicht.“

„Du siehst auch nicht wohl aus“, sagt die Sekretärin und klingt ausnahmsweise nicht ganz so streng. „Dann kannst du heute früher nach Hause gehen.“

Kapitel 13: Lilith (*Lina Haj Omar, Nour Jabra, Sham Jabra, Aya Alothman, Oliver Mohammad, Abdullah Lazkani*)

Lilith räumt alles auf. Sogar die Schränke im Schlafzimmer. Die Wohnung soll schön sein, wenn Paul nachher kommt. Vielleicht entscheidet er sich dann zu bleiben ... Beim Aufräumen findet sie Ringos Holoфон.³ Schnell lässt sie es in eine Tasche seiner Jacke gleiten, die im Schrank hängt, weil Lilith es nicht über sich gebracht hat, Ringos Kleidung wegzwerfen.

Lilith hat Ringos Holoфон einfach behalten. Wenn sie zurückdenkt an diesen furchtbaren Tag vor einem Jahr ...

Lilith fühlt, dass etwas mit Ringo passiert ist. Er ist nicht zu Hause. Dabei hätte er schon vor Stunden von der Arbeit zurück sein müssen. Lilith geht zu seiner Firma. Aber auch da ist Ringo nicht.

³ Info: Jeder Essener bekommt an seinem siebten Geburtstag ein Holoфон. Es dient zum Telefonieren, Nachrichten schreiben, im Internet recherchieren, bargeldlosen Zahlen und als Ausweis. Die Regierung kann darüber tracken, wo der Träger sich befindet. Das Holoфон speichert alle Erinnerungen des Trägers. Nach seinem Tod schaltet es sich ab. Das Holoфон geht dann an die Regierung zurück. Um den Akku eines Holoфons aufzuladen, muss man auf ein kleines Windrädchen pusten.

Sie wird fast verrückt vor Sorge. Sie ist jetzt sicher, dass Ringo etwas Schlimmes passiert ist. Lilith sucht die Gegend um die Firma herum ab. Alle Plätze, an denen Ringo manchmal ist. Und die Plätze, wo sie zusammen waren. Schließlich geht sie in den Wald, in dem sie und Ringo manchmal spazieren gehen, wenn sie ihn in der Firma besucht. Mitten im Wald, direkt unter einer Brücke, sieht Lilith Ringo auf dem Boden liegen. Sie rennt hin. Sie ist schockiert. Er ist tot. Ringo ist tot. Er ist gestorben und alles Schöne mit ihm. Lilith ruft die Polizei an. Während sie auf die Polizei wartet, nimmt sie Ringos Holoфон. Sie denkt nicht nach. Steckt es einfach in die Tasche.

Die Polizei kommt und untersucht die Leiche. „Wo ist sein Holoфон?“, fragt einer der Polizisten.

Lilith sagt: „Ich weiß es nicht.“

Sie erinnert sich an diese Nacht. An jede Einzelheit. Sie erinnert sich an den Bienenstock ganz in der Nähe. An eine einzelne Biene, die aufgereggt um Lilith herumgeflogen ist, als wollte sie ihr etwas sagen. Jeden Tag erinnert Lilith sich daran. Jeden Tag fragt sie sich, warum sie nicht gemerkt hat, wie schlimm es Ringo ging. Jeden Tag fühlt sie Ringos Abwesenheit. Jeden Tag sucht sie nach einer Antwort, warum Ringo sich das Leben genommen hat. Für die Schulden hätten sie doch eine Lösung finden können.

Kapitel 14: Mustafa (*Oliver Mohammad*)

Mustafa ist in der Schule. Sie schreiben dort mit Tablets. Statt einer Tafel wie in den alten Zeiten gibt es einen großen Flexxscreen. Wenn die Schüler Hunger haben,

drücken sie einen Knopf am Tisch. Dann sagen sie, was sie essen und trinken wollen. Die gewünschten Speisen und Getränke werden zum Tisch teleportiert. Im Unterricht hört Mustafa nicht mehr zu. Und wenn er dran genommen wird, weiß er nichts. In der Pause bleibt er lieber allein und grübelt, warum sein Vater sich umgebracht hat und wie es jetzt weitergehen soll.

Kapitel 15: Savannah (*Julia Radacz*)

In der Bibliothek waren heute nicht viele Leute. Ich dachte über Avery nach. Darüber, wie wütend sie gestern beim Treffen der Emschergroppen gewesen war. Plötzlich landeten auf meiner Ausleihtheke ein paar dickere Bücher. Ich hob den Kopf. Da stand er. Ein Emscherelf, an die zwei Meter groß, der schon öfter hier in der Bibliothek gewesen war. Er war einer der wenigen, die sich noch richtige Bücher aus Papier ausliehen. Und meistens war er ziemlich einsilbig. Ich hatte mir noch nicht einmal seinen Namen gemerkt. „Eine wirklich gute Wahl“, sagte ich. „Stromabwärts, Emschererwachen, Raumschiff Emscherprise ... Schade nur, dass nicht alle Menschen den Wert von Büchern zu schätzen wissen. Und dass wahrscheinlich viele es bald nicht mehr werden lernen können.“ Mein Atem ging plötzlich schwer. Was dachte ich mir eigentlich? Hier mit einem Wildfremden ein Gespräch über Salie Browns Kulturpolitik anzufangen ... „Wieso denn?“, fragte er. Ich hörte seinem Tonfall sehr gut an, dass es keine Frage war, die er bloß aus Höflichkeit gestellt hatte, sondern wirklich interessiert war, was ich zu sagen hatte.

Ich zögerte. Dann sagte ich schließlich: „Das neue Gesetz über die Abschaffung von Bibliotheken als angebliche Sparmaßnahme muss natürlich erst noch abgestimmt werden, aber ich bin mir ziemlich sicher, wie es ausgehen wird. Und wer weiß, was als Nächstes kommt? Das Verbot von Buchhandlungen? Verlagen? Diese Politik wird immer schlimmer.“ Ich blickte ihn an. Hoffentlich hatte ich mich nicht zu weit aus dem Fenster gelehnt.

„Ja“, sagte der Emscherelf. „Als Salie Brown die Wahl gewann, war ich zuerst wirklich begeistert. Aber seit er an der Macht ist, sehe ich seine Zweigesichtigkeit. Es ist wirklich traurig.“ Er zog mit der Hand an seinem rechten Latzhosenträger und kniff die Lippen zusammen. „Dieses Buch“, sagte er dann, „Raumschiff Emscherprise ... Es ist überraschend gut. Als ich die ersten Seiten gelesen habe, wusste ich, ich muss es mitnehmen. Das ist ja schon 2017 veröffentlicht worden, behandelt aber eine Zukunft im Jahr 2067 ... für uns also schon wieder Vergangenheit. Aber im Buch ist wirklich eine schöne Zukunft entstanden.“

„Ja, es ist ein gutes Buch“, sagte ich. „Und es ist wirklich sehr nah an der Wirklichkeit, wie sie im Jahr 2067 aussah. Schon allein die Holofon-Technologie ... Entweder konnte einer der Autoren des Buchs 2017 in die Zukunft schauen, oder der Erfinder des Holofons hat sich vom Buch inspirieren lassen.“ Ich zwinkerte. Dann wurde ich wieder ernst. „Schade nur, dass diese schöne Zukunft, die dort beschrieben wurde, jetzt schon Vergangenheit ist. Wenn ich daran denke, dass damals das Dreistromland noch vereinigt

war ... und ... heute sind wir kurz davor, Krieg mit Dortmund zu führen ...“ Ich biss mir auf die Lippe. „Ja, alles war früher besser“, sagte der Elf. Hatte er das wirklich gesagt? Seiner Worte klangen in meinem Kopf nach. Meine Flügel fingen vor Freunde an zu flattern. Endlich jemand, der das auch dachte. Am liebsten hätte ich diesem Elf auf der Stelle von meiner Zeitmaschine erzählt. Ich wollte die Zeit zurückdrehen. Nicht nur, um Dortmund vor Salie Brown zu retten ... Ich musste an Bochum denken. Daran, wie dort alles begonnen hatte. Ich war keine Bibliothekarin damals. Ingenieurin zu sein war schon als junge Emscherfee mein Traum gewesen. Also hatte ich mich durchs Studium gekämpft und schnell einen Job bei einem Bauunternehmen gefunden, das in Bochum die neue Stadtplanung zum Hochwasserschutz umsetzen sollte. Ich hatte nicht geahnt, dass alles, was mit Bildung und Kultur zu tun hat, mit eigenem Wissen, Eigeninitiative und Neugier, zerstört werden sollte bei diesem großen Stadtumbau. Dass die neue Regierung dort alles zerstören wollte, was mit Büchern zu tun hatte. Als ich die Pläne zur Stadtüberbauung dann fertig sah, begriff ich mit einem Schlag. Da war die Bochumer Bevölkerung schon evakuiert – angeblich wegen eines erneut drohenden Hochwassers. In Wahrheit wollte die Regierung nur in Ruhe die Stadt überbauen und alles vorbereiten. Ich wusste, dass sie Bochum zerstören würden. Ich musste fliehen, so lange noch Zeit dafür war. Seit ich geflohen war, hatte ich nichts mehr aus Bochum gehört. Die Stadt war abgeriegelt

worden. Und ich konnte nur ahnen, was für schreckliche Dinge dort vor sich gingen. „Ähm ... Ich habe noch ein paar CDs mit Filmen gefunden“, riss der Emscherelf mich aus meinen Gedanken. Ich nickte. „Ich bräuchte zum Ausleihen dann jetzt noch dein Holofon“, sagte ich. Der Elf gab mir sein Holofon. Ich scannte alle Bücher und Filme. „Oh, Dirty Dancing. Das war einer meiner Lieblingsfilme aus den späten 1980ern.“ Er guckte mich verwirrt an. „Den 1980ern?“ „Ja, meine Omi liebte den Film. Als ich 15 war, so ungefähr 30 Jahre nach der Premiere, hat sie ihn mir um die 100 Male gezeigt. Natürlich sah das auf einem normalen Fernseher nicht alles so schön aus wie auf dem Holofon, aber Holofone hat es ja damals nicht gegeben.“ „Auf einem Fernseher?“, fragte er, und seine Augen waren von der Verwirrung so groß, dass ich dachte, sie würden gleich in den Orbit hinausfliegen. „Oh ja ... Ich bin ja eine Fee“, sagte ich. Sein Blick fiel auf mein Medaillon. Das Medaillon der alten Feen und Elfen. Ich hatte es von Omi bekommen. „Ach du Kacke, dass ich das nicht gesehen habe“, sagte er. „Entschuldige.“ Auf meinen Monitor erschien nun sein Name. Ach ja, Reinhardt. Reinhardt Reinhardt. Weil Elfen und Feen keine Nachnamen gehabt hatten, hatten die Menschen nach unserer Entdeckung entschieden, dass wir Nachnamen bräuchten. Wer sich weigerte, sich einen auszudenken, hatte einfach ganz pragmatisch den Vornamen als Nachnamen bekommen.

„Wo warst du in den 1980ern?“, fragte ich. „Hast du etwa in einer Zeitkapsel gelebt?“ Ich kicherte.

„Ja, so was Ähnliches“, sagte Reinhardt und kratzte sich am Hinterkopf.

Kapitel 16: Jeff (*Helen Pourmardani*)

16:02 Uhr im Café.

„Hey, Jeff“, begrüßt Annie mich.

„Wo warst du denn so lange?!“, frage ich laut.

„Ich dachte nicht, dass du wegen zwei Minuten so sauer wirst, Junge“, antwortet sie.

Sie hat ja recht. Zwei Minuten nur. Aber ich war viel zu früh hier und jede Minute kam mir wie eine Stunde vor. Annie weiß ja noch nicht, was ich ihr sagen will. Sie weiß nicht einmal annähernd, worum es geht. Und sie weiß auch nicht, wie wichtig das, was ich zu erzählen habe, vielleicht für sie, für Tate und mich und alle Emschergroppen sein kann.

„Jeff?! Was ist mit dir los?“, fragt Annie sauer. „Du rufst mich an, möchtest, dass wir uns umgehend treffen. Dann komme ich hierhin, du motzt mich erst mal an und danach schweigst du?! Was soll das bitte bedeuten?“

„Annie“, antworte ich. „Du hast ja recht. Aber wenn ich dir das, was ich gesehen habe, erzähle, wirst du mich verstehen und mir sogar dankbar sein.“

„Ich habe keine Ahnung, wovon du gerade laberst, aber fang an, bitte“, sagt sie. Annie kann ganz schön aufbrausend sein. Ich will nicht wissen, wie sie in der Pubertät gewesen ist ... Aber eigentlich mag ich sie. Und

es war für mich sinnvoll, sie zu kontaktieren, nicht Paul oder Tate. Um ja nicht zu riskieren, dass jemand mir in den Untergrund folgt.

„Okay, ähm ... Wie soll ich anfangen ...“, überlege ich laut. „Jeff“, sagt Annie empört.

„Okay, okay, jetzt hör mal zu“, sage ich. „Es war so. Ich lief im Ministerium durch den Korridor, um Salie Kaffee zu bringen. Da hörte ich, wie zwei sich stritten. Salie und seine Schwester Hope, erkannte ich. Es ging um Fotos. Und um Raketen, die die Regierung anscheinend gekauft hat. Hope hat Salie vorgeworfen, dass er ein schlechter Präsident ist. Ich habe das alles gehört und weiß jetzt, dass Hope Brown gegen ihren eigenen Bruder ist, Annie. Sie kann uns helfen. Sie scheint durchschaut zu haben, dass er nur mehr Macht will.“

„Jeff“, sagt Annie und legt die Hände auf den Tisch.

„Ich weiß, dass du wie wir alle keine Geduld mehr hast.

Du möchtest, dass wir endlich Erfolg haben. Und natürlich möchtest du nicht mehr als Spion arbeiten. Ich bin auch ungeduldig. Besonders jetzt, wenn ich höre, dass Salie Raketen hat. Es wird ernst. Sehr ernst. Aber diese Ungeduld soll kein Grund für falsche Ideen sein. Du redest über Salies Schwester.

Du sagst, dass sie uns helfen kann und meinst das ganz ernst. Aber denk noch mal darüber nach. Sie ist Salies SCHWESTER. Selbst wenn sie mal Streit mit ihrem Bruder hat ... Vergiss nicht, dass wir dafür kämpfen, dass Salie nicht mehr Präsident bleibt. Damit wird sie wohl kaum einverstanden sein.“

Ich frag mich, ob Annie vielleicht recht haben könnte und sage nachdenklich und leise: „Aber was ich von Hope gehört habe,

kann ich nicht einfach vergessen. Sie meinte, dass sie alles tun wird, damit Salie seine schrecklichen Ziele nicht erreichen kann. Annie, du musst mir glauben, so wie ich meinen Ohren und Gefühlen glaube. Ich kenne Hope noch von früher. Aus den Zeiten, als Paul und ich in der Partei engagiert waren. Sie kann uns helfen. Du wirst ihr auch trauen. Gib mir ein bisschen Zeit und denk auch noch mal drüber nach, okay!“,
„Jeff, mach aber keinen Alleingang“, sagt Annie ernst.
„Ich kann dir nicht erlauben, dass du die Schwester von Salie um Hilfe fragst. Lass uns doch mit unserer Strategie weitermachen und schlag dir deine Idee mit Hope besser gleich aus dem Kopf.“ Dann lässt sie mich mit meinem Kaffee und meinen Gedanken alleine.

Kapitel 17: Lilith (*Eranda Maxkuni*)

„Paul kommt heute vielleicht zum Abendessen“, sage ich zu Mustafa.
„Wie? Was? Wieso? Er hat hier nichts zu suchen. Er hat uns im Stich gelassen!“
„Aber, Mustafa ...“, versuche ich ihn zu beschwichtigen.
„Nein! Nichts aber. Es ist so“, unterbricht er mich.
„Beruhige dich doch. Er kommt und dann können wir uns unterhalten und das klären.“
„Mama, ich verstehe nicht, wie du das sagen kannst, oder ihn überhaupt einladen konntest.“
„Er ist mein Sohn, so wie du. Er ist mein Ein und Alles, so wie du!“
„Ja und? Er hat es nicht verdient, eingeladen zu werden!“

„Was, wenn du an seiner Stelle wärst? Würdest du nicht gern was von deiner Mutter und deinem Bruder hören?“
„Wieso ist er dann abgehauen?“, schreit Mustafa.
„Er hätte bei uns bleiben können!“
„Er hatte sicher seine Gründe, und jetzt haben wir die Chance, sie zu erfahren. Also bitte rei dich zusammen“, bitte ich Mustafa.
„Okay, aber ich rei mich nur deinetwegen zusammen. Und ich kann für nichts garantieren.“

Kapitel 18: Jeff (*Helen Pourmardani*)

18:30 Uhr. Ich bestelle schon meinen fünften Kaffee, seit Annie gegangen ist. Ich muss herausfinden, wie sauer Hope wirklich auf Salie ist. Wenn ich weiß, ob wir ihr vertrauen können, kann ich Annie vielleicht überzeugen. Deshalb warte ich hier und hoffe, dass Hope wie fast jeden Abend in dieses Café kommt. Ich habe extra meine Kamera dabei, um vielleicht eine Möglichkeit zu finden, mit Hope darüber ins Gespräch zu kommen.
Ein Geräusch reißt mich aus meinen Gedanken. Einer Frau ist die Tasche hingefallen und Notizen und Fotos liegen nun auf dem Boden ... Moment ... Fotos? Das ist Hope! Sie versucht, so schnell wie möglich die Zettel und Fotos wieder einzupacken. Sie ist so nervös, dass sie nicht einmal aufschaut, als ich ihr helfen will, sondern sie nur sagt:
„Danke, ich brauch keine Hilfe.“ Ob das Foto dabei ist, wegen dem sie mit Salie gestritten hat? Mann, ich würde so gern dieses Foto in die Finger kriegen!

„Möchtest du dich hinsetzen und vielleicht etwas trinken?!“, frage ich.
Sie macht ihre Tasche zu, guckt mich an und ruft überrascht aus: „Oooh, Jeff ... Du bist das!“
„Pst ...“, mache ich. „Muss ja nicht jeder gleich wissen, wer ich bin.“
Hope lacht. „Dann komm, lass uns hinsetzen, Jeff.“
Ich nicke und laufe zu meinem Tisch. Hope kommt hinterher.
„Schöne Kamera“, sagt Hope.
„Ich fotografiere total gerne. Deswegen denke ich darüber nach, Fotojournalist zu werden. So wie du“, lüge ich.
„Fotojournalist?!“, fragt Hope und lacht nur bitter.
„Hä, warum lachst du denn?“, frage ich. „Meinst du, dass ich es nicht schaffen kann?“
„Ich weiß nicht, ob ich es dir wünschen soll, Jeff“, sagt Hope. „Stell dir vor, du bist ein Fotojournalist und hast sehr interessante und wichtige Fotos, die deiner Meinung nach auf jeden Fall an die Öffentlichkeit gehören. Aber du hast leider keine Erlaubnis dazu.“ Ja! Sie schlägt mit ihrem Gespräch genau die richtige Richtung ein. Komm schon, Hope, gib mir, was ich brauche, denke ich und drücke unauffällig auf den Record-Button am Holofon.
Ich frage: „Was meinst du mit interessante Fotos und keine Erlaubnis?! Du bist Hope Brown, die Schwester des Präsidenten. Wer könnte dir so etwas verbieten, bitte?“
Hope beugt sich weit zu mir und flüstert: „Salie Brown selbst. Der kann das verbieten, und hat er sogar schon getan.“

„Waaas? Was für Bilder sind das denn? Warum möchte Salie nicht, dass die Bilder veröffentlicht werden?!“, frage ich.
„Bilder halt“, weicht Hope aus.
„Warum veröffentlichst du die Bilder nicht einfach trotzdem? Ohne Erlaubnis?“, frage ich.
Sie atmet tief ein und aus und sagt: „Salie ist mein Bruder. Ich weiß nicht, was ich damit anrichten würde, wenn ich die Fotos veröffentliche. Vielleicht ist es also wirklich das Beste, es einfach sein zu lassen.“ Sie guckt dabei nicht gerade überzeugt.
„Aber Hope“, sage ich. „Was auch immer auf den Fotos ist, so schlimm kann es doch nicht sein. Wir reden hier immerhin über Salie!“ Ich versuche, möglichst überzeugend zu wirken.
„Jeff“, sagt sie traurig. „Salie ist nicht mehr wie früher. Ihm ist nichts mehr wichtig, außer seiner Karriere und seiner Macht. Aber ich habe ihm gesagt, dass ich mich gegen ihn stellen werde, wenn er damit nicht aufhört.“
„Womit nicht aufhört?“, frage ich.
Hope zögert. „Jeff“, sagt sie. „Was ich dir jetzt anvertraue, darfst du niemandem erzählen ... Ich habe Fotos von Waffenlieferungen gemacht. Raketen. Salie beschafft Raketen. Das kann nur Krieg bedeuten!“

Kapitel 19: Lilith (*Eranda Maxkuni*)

„Mama, da klingelt einer an der Tür!“, ruft Mustafa.
Ist es möglich? Ist er es? Paul? Ist er doch noch gekommen?
Ich öffne die Tür. Er ist es!

„Hallo, Paul, ich freu mich dich zu sehen.“
„Hallo, Mama!“, sagt Paul. Ich kann es kaum glauben.
Mein Sohn ist da. Er ist hier.
„Komm doch rein“, sage ich aufgeregt. „Wie geht es dir?“
„Gut, und dir?“, fragt Paul. Er wirkt ein bisschen verlegen.
„Mir geht’s auch gut“, sage ich.
„Setz dich doch. Moment, ich rufe Mustafa.“
„Danke.“ Paul nimmt in der Küche Platz.
Ich klopfe an die Tür von Mustafas Zimmer. Keine
Antwort. Ich drücke die Klinke herunter. Wieso ist die Tür
abgeschlossen? Das ist sie doch eigentlich nie.
„Mustafa, kommst du?“, frage ich.
„Ja, warte“, höre ich ihn rufen. Dann schließt er die Tür auf.
„Dein Bruder ist da“, sage ich. „Bitte fang keinen Streit mit
ihm an, ja?“
„Ja, ja, ich versuch’s“, sagt Mustafa. „Ich komme sofort, ja?“

Kapitel 20: *Paul (Nour Jabra)*

Während seine Mutter Mustafa holen geht, schleicht Paul
ins Schlafzimmer seiner Eltern. Wer weiß, wann er das
nächste Mal herkommen kann. Er möchte so gern von
jedem aus der Familie ein Erinnerungsstück mit in den
Untergrund nehmen. Vor allem von seinem Vater.
Paul öffnet den Schrank, um nach den Sachen seines
Vaters zu sehen. Er hat recht gehabt, seine Mutter hat
nichts davon weggeworfen. Paul sucht in der Kleidung
des Vaters. Etwas Kleines muss es sein, was er von der
Mutter unbemerkt mitnehmen kann. Paul greift in eine

von Vaters Jackentaschen und bekommt einen Gegenstand
zu fassen. Aber das ist doch ... das Holofon seines Vaters!
Paul ist überrascht. Er dachte, das hätte die Polizei. Oder
die Regierung. Wer hat das Holofon hier versteckt, fragt
Paul sich. Das kann doch nur Lilith gewesen sein. Schnell
steckt Paul das Holofon in seine Tasche. Er ist aufgeregt.
Vielleicht kann er das Holofon hacken. Vielleicht kommt er
dadurch an die Erinnerungen seines Vaters!

Lilith betritt die Küche. Aber dort ist niemand. „Paul?“,
ruft sie. Niemand antwortet. Ist er etwa einfach gegangen?
Hat er Mustafa und sie wieder alleine gelassen?
In dem Moment kommt Paul zurück in die Küche. „Ich
war nur meine Hände waschen.“

Kapitel 21: *Lilith (Eranda Maxkuni)*

„Mustafa kommt gleich“, sage ich. Die ganze Zeit schon ist
meine Stimme so leise und heiser und ich traue mich nicht,
Paul zu fragen, warum er abgehauen ist. Weil ich Angst
habe, dass er mir Vorwürfe an den Kopf wirft.
Mustafa kommt. „Hallo, Paul“, sagt er.
„Hallo, Mustafa“, antwortet Paul.
Sie führen ein harmloses Gespräch, zwar kühl und
irgendwie unpersönlich, aber sie reden wenigstens
miteinander. Bis Mustafa die Frage stellt, die ich mich die
ganze Zeit nicht zu fragen traue: „Warum bist du gegangen?
Warum hast du uns im Stich gelassen?“
„Mustafa!!!“, rufe ich dazwischen.

„Was denn? Ich möchte es wissen“, sagt Mustafa.
„Ist schon okay, Mama“, beschwichtigt mich Paul.
„Ich habe meine Gründe, Mustafa. Gründe, die nichts mit euch zu tun haben.“
„Was für Gründe?“, will Mustafa wissen.
„Das kann ich nicht sagen“, antwortet Paul.
„Aber ich bin doch jetzt hier.“
„Ja und?“, schreit Mustafa. „Du hast uns verlassen. Du bist abgehauen, hast dich nur um deinen eigenen Arsch gekümmert!!!“
„Mustafa, es reicht!!!“, schreie ich.
„Nein, du hast uns alleine gelassen, Paul“, schreit Mustafa.
„Du bist nicht mein Bruder!!!“
„Das muss ich mir nicht anhören“, sagt Paul leise und steht auf. „Tschüss, Mama ...“
„Nein, geh nicht Paul, bitte“, flehe ich ihn an. Aber Paul geht. Mustafa stürmt in sein Zimmer und knallt die Tür hinter sich zu. Und ich bin wieder am Anfang. Es ist alles kaputt.

Kapitel 22: Avery (*Danyar Kartal*)

Als Avery mitten in der Nacht aufwacht, ist sie immer noch voller Wut. Ihre Wut gilt nicht so sehr Savannah oder den anderen Emschergroppen. Sondern mehr Salie Brown. Dass ein einziger Mensch so vielen anderen das Leben schwer machen, sie alle sogar in große Gefahr bringen kann, denkt sie. Und diese Angsthasen von Emschergroppen? Können nicht ein einziges Mal was Nützliches machen. Nur Flugblattaktionen, die sowieso nichts bringen. Es wird Zeit, etwas zu verändern, denkt Avery.

Und so macht sie sich auf den Weg zur Villa Hügel. Die Villa war früher mal das Haus der Familie Krupp. Nun ist sie das Ministerium und gleichzeitig Salie Browns Zuhause. So gesehen das Weiße Haus von Essen.

Dort angekommen, sieht Avery den riesigen Garten des Präsidenten und zudem die riesigen Statuen, die ihn und seinen Hund zeigen. Die Wut wächst. Avery ist jetzt auf Hundertachtzig. Sie geht mit einer Spraydose in der Hand zur der Statue des Präsidenten und sprüht einen Fisch in sein Gesicht – das Zeichen der Emschergroppen. Avery sieht einen rot blinkenden Punkt im Gebüsch, erkennt aber nicht, woher er kommt. Sie geht einen weiteren Schritt näher. Hoffentlich ist da kein Scharfschütze. Der Punkt färbt sich plötzlich grün. Da begreift Avery, dass es eine Kamera ist, und denkt sich, dass es eine gute Idee war, eine Tarnung anzuziehen. Sie geht zu einem Fenster der Villa. Davor sieht sie einen Stein liegen und weiß sofort, was zu tun ist. Sie nimmt den Stein und schmeißt ihn mit voller Wucht gegen das Fenster. Doch der Stein fliegt zurück, da das Fenster aus Flexxiglas besteht. Sie hat gedacht, bei einem so alten Haus wären die Fenster noch aus echtem Glas. Der Stein fliegt mit voller Wucht auf die Statue des Hundes. Der Stein zerstört die Statue. „Scheiße verdammt“, schreit Avery erschrocken. „Fast hätte der Stein mich getroffen!“
Plötzlich ertönt ein lautes Fiepen und helle Lichter durchkreuzen den Platz. Averys Schrei hat wohl die Alarmanlage aktiviert. Avery bekommt Angst und versteckt sich hinter einem Gebüsch.

Sie hört Sirenen und Befehle von Wachleuten. Ruckartig springt sie hinter dem Gebüsch hervor und rennt über das Gelände. Von Drohnen und Wachleuten verfolgt, sprintet sie weiter auf die Straße. Dann passiert es: Sie stolpert, fällt und verletzt sich am Knie. Ein Wachmann springt von hinten auf sie und holt Handschellen raus. Avery schreit und schreit und wehrt sich ohne Erfolg. Dann fällt ihr ein, dass sie ein Messer im Gürtel trägt. Warum ist ihr das nicht eher eingefallen? Sie hat es doch immer dabei, zur Vorsicht, falls in der Bar, in der sie arbeitet, mal jemand zudringlich wird. Einmal ging sie um halb drei in der Nacht nach Hause und wurde von irgendeinem Psycho angegriffen. Da war sie echt froh, das Messer dabei zu haben. Okay, wieder zurück in die Gegenwart: Wo waren wir noch mal? Ach so, ja: Avery greift also nach dem Messer. Doch der Wachmann sieht, wie sie danach greift, und zerrt ihre Hand auf den Rücken. Avery gibt ihm einen Schlag in den Bauch. Der Mann krümmt sich. Avery steht auf, greift nach dem Messer und sticht dem Wachmann ins Bein. Für die Brutalität eben und damit er ihr nicht folgen kann.

Der Mann versucht trotz Schmerzen im Bein aufzustehen und sie aufzuhalten. Doch er ist zu fett und zu langsam. Mit einer Schürfwunde und vielen blauen Flecken kommt Avery an ihrem Motorrad an. Sie zerrt es aus dem Gebüsch. Steigt auf. Und fährt so schnell sie kann.

Kapitel 23: Lilith (*Eranda Maxkuni*)

Ich gehe schlafen. Ich muss das alles verarbeiten. Zähne putzen, Pyjama anziehen und ins Bett. Moment. Ich habe

eine Nachricht von Paul. Ja, von Paul. *Sei nicht böse, Mama. Ich habe Papas Holofon aus deinem Schrank geklaut. Ich habe geschafft, es zu hacken. Hier schicke ich dir ein paar seiner schönsten Erinnerungen. Vielleicht sind sie ein Trost.*

Das sind Dateien auf meinem Holofon. Gespeicherte Erinnerungen von Ringos Holofon. Erinnerungen von Ringo. Paul ... Er war schon immer ein schlaues Kind. Soll ich mir die Erinnerungen ansehen oder nicht? Ich tue es. Ich sehe die Welt mit Ringos Augen. Fühle das Leben, wie er es gefühlt hat. Jedes Wort, das aus seinem Mund kam, berührt mich. Jede Bewegung. Ach, wenn das doch kein Hologramm wäre. Ich vermisse Ringo. Ich brauche ihn jetzt gerade, ich brauchte ihn vorhin und ich werde ihn immer brauchen.

Kapitel 24: Jeff & Salie (*Leroy aus der Wiesche*)

Als Jeff mal wieder Kopien von geheimen Unterlagen machte, war er nervös, weil er Angst hatte, dass jemand kommen und ihn erwischen könnte. Er dachte die ganze Zeit, dass dieser verdammte Kopierer sich mal beeilen sollte. Jeff war ungeduldig. Da kam die Lautsprecherdurchsage: „Der Praktikant namens Jeff bitte ins Büro des Präsidenten.“

Jeff dachte nur: Oh f**k, jetzt haben die mich erwischt. Ich muss abhauen. Da hörte er endlich das Geräusch, das bedeutete, dass die Kopien fertig waren. Ah, dachte er, sie sind fertig. Jetzt nichts wie weg. Er steckte die Kopien in seine Tasche und wollte unauffällig raus. Da packte ihn jemand an der Schulter. Jeff schreckte zurück.

„Ach du bist es nur, Kevin. Was machst du hier?“
„Ich habe die Durchsage gehört“, erklärte Kevin.
„Und dann dich gesehen. Ich wollte dir sagen, dass das Büro in der anderen Richtung liegt.“ Kevin grinste blöd.
„Oh, ja“, sagte Jeff. „Wo war ich nur mit meinen Gedanken. Ich geh dann mal los.“
Nervös lief er Richtung Büro des Präsidenten. Als er ankam, waren Salie und sein Berater im Gespräch. Jeff klopfte an die geöffnete Tür. „Entschuldige bitte die Verspätung, Salie.“
„Nicht weiter schlimm“, sagte Salie.
„Aber was soll ich hier eigentlich?“, wollte Jeff wissen.
„Ach, ja“, sagte der Berater. „Herzlichen Glückwunsch. Wir bieten dir offiziell eine Festanstellung an.“
„Danke, aber ich ...“, begann Jeff irritiert.
„Schon gut“, unterbrach ihn Salie. „Kommen wir zum eigentlichen Thema. Denkst du, es gibt hier einen Spion?“
Jeff dachte sich: Nein. Sie haben es wirklich herausgefunden! Vielleicht hat Hope von unserem Gespräch erzählt! Oder die Sekretärin oder sonst wer hat rausgefunden, dass ich heimlich wichtige Unterlagen kopiere ... Aber ich stell mich einfach dumm.
Er fragte den Präsidenten: „Wieso denn das?“
„Es ist so, dass geheime Informationen nach außen gedrungen sind“, sagte Salie und legte Jeff ein Flugblatt vor die Nase. Jeff griff danach, obwohl er natürlich genau wusste, was auf dem Flugblatt stand. Er hatte die Flugblätter ja selbst verteilt. Trotzdem überflog er die Zeilen. Auf der einen

Seite stand: Salie Brown muss weg. Darunter die Zeichnung eines Fisches – die Emschergroppe. Auf der anderen Seite stand, was Jeff den anderen Emschergroppen erzählt hatte. Dass IDEA Bauern erpresste, um an ihr Land zu kommen. „Ach, so ist das“, bemerkte Jeff. „Vielleicht hat von den Bauern einer geredet.“
Salie Brown schüttelte den Kopf. „Die haben zu große Angst.“
„Denkst du, es gibt hier einen Spion, Jeff?“, fragte jetzt auch der Berater.
„Äh ... Äh ... Äh ...“, stotterte Jeff. „Vielleicht Kevin. Ich habe ihn letztens einen USB-Stick aus dem Computer ziehen sehen und wie er ihn heimlich einsteckte.“
„Okay, danke, du kannst jetzt gehen“, sagte Salie.
„Okay, tschüss“, verabschiedete sich Jeff.
Salie und sein Berater schauten sich an. „Und? Was sagst du?“, fragte der Berater.
„Ich glaube, er ist der Spion“, antwortete Salie. „Alle, die wir gefragt haben, waren gelassen oder empört darüber, dass sie verdächtigt wurden. Aber Jeff wurde nervös. Und hatte gleich einen Verdächtigen, um von sich abzulenken. Er könnte uns sehr gefährlich werden.“

Kapitel 25: Lilith (*Eranda Maxkuni*)

Als ich morgens aufwache und mir noch einmal die Erinnerungen von Ringo anschau, weckt das wieder einen Funken Lebenslust in mir. Wenn ich unsere allererste Begegnung sehe.

Es gibt meine Erinnerung. Und seine. Erst zusammen sind sie perfekt. In meiner Erinnerung kam Ringo eines Tages in das Café, in dem ich arbeitete. Setzte sich an einen Tisch, bestellte einen Kaffee und ein Croissant. Als ich ihm den Kaffee brachte, stolperte ich, und der Kaffee fiel vom Tablett auf sein weißes Hemd. Er motzte mich total an. Er nahm seine Sachen und stürmte wütend aus dem Café. Ich nahm mir vor, mich bei ihm zu entschuldigen, wenn er das nächste Mal ins Café käme. Erst nach Wochen tauchte er wieder auf. Stand plötzlich neben der Bank im Park, wo ich immer meine Pause verbrachte. Ich beschloss spontan, mich bei ihm zu entschuldigen. Und es war die beste Entscheidung meines Lebens. Er entschuldigte sich auch. Sagte, er hätte sich unmöglich benommen. Wir verabredeten uns für den Abend. Er lud mich zum Essen ein, gab mir einen Drink aus, und wir sprachen die ganze Nacht.

Kapitel 26: Avery (*Danyar Kartal*)

„Wo warst du?“, fragt Savannah, als Avery im Morgengrauen auftaucht.

„In der Bar, hab da gepennt, wieso fragst du?“ , gibt Avery zurück.

„Nur so ... In den Nachrichten sagen sie, dass jemand Vandalismus an der Villa Hügel betrieben hat und vielleicht sogar den Präsidenten angreifen wollte“, erwidert Savannah. „Wow, dass sich jemand so etwas traut.“ Avery setzt sich zu ihr an den Küchentisch.

„Ist das dein Ernst?!“, schreit Savannah plötzlich auf. „Sehe

ich so aus, als wäre ich völlig dämlich?! Du hast unser Zeichen hinterlassen! Mitten im Gesicht des Präsidenten!“

„Wieso beschuldigst du mich?“, wehrt sich Avery.

„Kann doch jeder gewesen sein.“

„Wen sollte ich denn beschuldigen?“, faucht Savannah.

„Was willst du eigentlich?“, fragt Avery. „Ja, ich war's! Schön! Aber wir wissen doch beide, dass so etwas fällig war!“

„Fällig?“, fragt Savannah fassungslos. „Das denkst du vielleicht! Und was ist, wenn sie dir hierher gefolgt sind?!“

„Dann werden wir sie schon los!“ Avery lacht, als wäre das alles nur ein Spiel.

„Sie loswerden? Echt jetzt, Avery? Verstehst du denn nicht? Sie sind die Regierung!! Sie werden uns finden, und dann ist das alles hier vorbei und das wegen dir!“ Savannah geht.

„Warte doch“, ruft Avery ihr hinterher.

„Was hast du dir dabei gedacht!“, schreit Savannah.

„Ich wollte doch nur endlich was machen!“, ruft Avery. „Wir sitzen hier nur rum und bilden uns ein, wir würden was ändern können, indem wir den Leuten Wahrheiten auf Flugblättern zukommen lassen. Wahrheiten, die die gar nicht wissen wollen!“

„Geh!“, sagt Savannah. „Ich will dich hier gerade nicht sehen!“

„Ist das dein ...“, setzt Avery an.

Aber Savannah unterbricht sie: „Ich sagte geh!“

Kapitel 27: Lilith/Ringo (*Lina Haj Omar, Nour Jabra, Sham Jabra, Aya Alothman, Oliver Mohammad, Abdullah Lazkani*)

Nun hatte Lilith die Erinnerung von Ringo. Wie ein Puzzlestück, das ihr immer gefehlt hatte.

Die junge Frau geht jeden Tag zur gleichen Zeit in den Park und sitzt auf immer derselben Bank. Von seinem Balkon aus kann Ringo die Bank sehen. Er fragt sich, warum sie jeden Tag herkommt. Sie ist ein Mädchen wie alle anderen. Aber irgendetwas an ihr fasziniert ihn.

Eines Tages hat Ringo ein Vorstellungsgespräch. Er zieht extra ein neues weißes Hemd an und will noch schnell einen Kaffee und ein Croissant frühstücken. Im Café um die Ecke. Die junge Frau aus dem Park bedient ihn. Endlich weiß er, warum sie jeden Mittag im Park sitzt. Sie arbeitet hier. Als sie ihm den Kaffee servieren will, stolpert sie. Der Kaffee ergießt sich über sein weißes Hemd. Ringo flucht. Das Vorstellungsgespräch mit verschmutztem Hemd, die junge Frau, die er so gern nach ihrer Holofonnummer gefragt hätte ... Das alles ist ihm zu viel. Von nun an beobachtet Ringo die junge Frau lieber wieder nur vom Balkon aus. Aber eines Tages kommt sie nicht. Ringo ist nervös. Ist ihr etwas passiert? Hat sie den Job gekündigt? Ungeduldig erwartet er den nächsten Tag. Er muss sie wiederssehen. Er hat Angst, dass er die junge Frau für immer verloren hat. Als sie mittags wieder auf der Bank sitzt, zögert er nicht lange. Er muss sie ansprechen. Er lädt sie ein für den Abend. Sie reden die ganze Nacht. Tag für Tag besucht er sie nun in ihrer Mittagspause. Tag für Tag werden sie Freunde. Dann beste Freunde. Und schließlich sind sie verliebt. Sie sind so süß zusammen.

Kapitel 28: Lilith (*Eranda Maxkuni*)

„Mama, wach auf.“

„Wie bitte? Was?“, frage ich.

„Hast du die Türklingel nicht gehört?“, fragt Mustafa.

„Wie, was für eine Türklingel?“, frage ich.

„Na ... die Tablettenlieferung. Wahrscheinlich bist du eingeschlafen. Ist ja auch nicht schlimm. Ich hab die Lieferung angenommen.“

„Ach so, das Essen ... Ich hab das Essen vergessen. Tut mir leid, Schatz“, murmle ich.

„Ist doch nicht schlimm“, beruhigt mich Mustafa. „Was ist das?“

„Das ist nichts“, sage ich.

„Doch, Mama, das ist sehr wohl etwas!“, sagt Mustafa.

„Mama, sag jetzt die Wahrheit!“

„Oh, es ist nur ein Film“, lüge ich. „Ein Liebesfilm.“

Kapitel 29: Reinhardt (*Leon Schuster*)

Das Feld war für heute fertig. Tja, was sollte ich jetzt machen? Noch mal Bogenschießen oder ein paar Pfeile herstellen? Plötzlich stand Lucy vor mir. „Ich muss mir dir reden. Dringend!“

„Ähm ... hallo erst mal. Lange nicht gesehen! Komm doch mit mir ins Haus.“

„Aber ich habe leider keine Zeit, um lang zu plaudern“, sagte Lucy.

„Natürlich“, erwiderte ich und deutete auf den Tisch und die Stühle. „Magst du dich trotzdem kurz setzen und vielleicht etwas trinken? Wasser, Saft, Tee?“

Lucy nickte. „Wasser gerne.“ Nachdem Lucy einen Schluck genommen hatte, fing sie an zu reden.

„Ich arbeite in Castrop und Dortmund in einer geheimen Umweltschützergruppe, die sich Die Einhörner nennen. Eins unserer Ziele ist es, das Dreistromland wieder zu vereinen. Denn nur so kann es uns langfristig gelingen, die Flüsse und ihre Umgebung zu schützen, fair mit dem Wasser zu haushalten und damit auch für Frieden zu sorgen. Nur gemeinsam sind wir stark. Ich habe gehört, in Essen gibt es auch eine Rebellenbewegung. Ihr Symbol ist ein Fisch. Weißt du etwas über sie oder bist sogar Mitglied?“

Ich schaute wahrscheinlich wie Delorian aus dem Film von neulich. „Nein, tut mir leid, ich weiß nichts von ihnen“, sagte ich und überprüfte, ob mein Holofon noch deaktiviert war. Ich hatte immer das Gefühl, dass mir die Regierung mit diesem Mistding hinterherspionierte. „Lucy“, sagte ich, jetzt wo ich wusste, dass niemand uns per Holofon belauschte. „Ich hab nur von denen gehört. Sie wehren sich gegen die miesen Machenschaften unseres Präsidenten.“

„Wie?“, fragte Lucy verwundert. „Miese Machenschaften? Salie Brown? Ich kenne ihn von früher. Er war auch bei den Einhörnern. Ehe er hier in Essen seine eigene Partei gegründet hat, um richtig in die Politik zu gehen. Der hat sich immer für gute Sachen eingesetzt.“

„Gut?!“ Ich schüttelte den Kopf. „Ich werde vielleicht meinen Hof verlieren. Und meine Tiere. Wegen diesem verdammten Konzern IDEA. Weil dieser tolle Präsident nichts unternimmt gegen die. Oder noch schlimmer: mit ihnen gemeinsame Sache macht.“

Lucy stellte ihr Glas zur Seite. „Das hab ich nicht gewusst. Aber umso wichtiger, dass die Rebellen aus verschiedenen Städten zusammenarbeiten.“

Ich nickte. „Eventuell kenne ich eine Person, die etwas über die Essener Rebellen wissen könnte. Die werde ich morgen kontaktieren, okay?“, schlug ich vor.

„Danke, Reinhardt“, sagte Lucy. „Ich muss wieder los. Ich habe dich möglicherweise ja sowieso schon in Gefahr gebracht.“ Sie deutete auf mein Holofon.

Ich lachte müde. „Ich steh so oder so schon auf deren Liste, aber wenn sie kommen, werde ich das hier nicht kampflos aufgeben.“

„Reinhardt, sei kein starrsinniger Idiot, wenn sie kommen“, warnte mich Lucy. „Dann werden sie dich ausschalten und sich trotzdem holen, was sie wollen. Ohne Rücksicht auf Verluste. Komm bitte zu uns, wenn es zu gefährlich wird. Komm in den Untergrund.“

Kapitel 30: Savannah (*Julia Radacz*)

Am nächsten Morgen saß Savannah in der Bücherei und las, sodass sie nicht bemerkte, wie die Tür sich öffnete und Reinhardt reinkam. „Halloooo, Reinhardt an Savannah“, sagte er mit lustigem Ton. „Sag mal, hast du vielleicht irgendwann eine Raucher- oder Kaffeepause?“

„In 20 Minuten wird die Bibliothek für eine Stunde geschlossen. Kannst du so lange warten?“

Reinhardt nickte. „Ja, klar, ich guck mir so lange mal die Harry-Otter-Bücher an.“

„Die findest du in der Abteilung G14“, sagte Savannah.

Reinhardt lief los. Savannah rief ihm nach: „Reinhardt, es heißt übrigens Harry Potter.“

Nach fünfzehn Minuten kam die Durchsage. Liebe Besucher der Bücherei-KamiK, wir schließen in fünf Minuten. Bitte begeben sie sich zum Ausgang. Danke und auf Wiedersehen.

Savannah wartete, bis alle aus der Bibliothek waren. Sie checkte die Video-Überwachung, um auf Nummer Sicher zu gehen. Es war niemand mehr da. Niemand, außer Reinhardt. Er saß in der Abteilung G14 auf einem gelben Sitzsack.

„Reinhardt, ... gibt es etwas, was du mir sagen wolltest?“, fragte Savannah. Sie hatte noch immer keine Ahnung, warum er nach der sogenannten Raucherpause gefragt hatte. „Ja ja. Ich bin nicht gekommen, um zu lesen. Es gibt etwas, was ich dir sagen muss ... Oder ... dich fragen muss. Es wäre super, wenn du ehrlich mit mir sein könntest“, sagte Reinhardt.

Savannah schluckte. „Ähm ... äh ... okey ...“ Sie setzte sich auf einen anderen Sitzsack.

Reinhardt beugte sich weit vor. „Ich weiß, dass es hier Videoüberwachung gibt. Und ich weiß auch, dass die Regierung Zugang zu dieser Überwachung hat“, flüsterte Reinhardt.

Savannah nickte und zeigte mit dem Kopf Richtung Wolkenrolle. Beide standen gleichzeitig auf und liefen zur Wolkenrolle hinüber. Savannah drückte die Minus Zwei.

„Minus Zwei?“, wunderte sich Reinhardt. „Auf dieser Etage war ich noch nie.“

„Dort gibt es keine Überwachung“, flüsterte Savannah. Plötzlich sagte sie sehr laut: „Ja, weil der Zutritt für Kunden nicht gestattet ist. Da während der Pause dort die einzige aktivierte Toilette in dieser Bibliothek ist, mache ich für Sie eine Ausnahme.“

Reinhardt spielte gleich mit: „Oh, danke, sehr nett von Ihnen.“

In Etage -1 hörten die elektrischen Treppen auf. Stattdessen führte eine Holztreppe nach unten. Die Wände aus roten Ziegelsteinen waren nicht verputzt. Überall hingen fackelartige Lampen. Es war so, als hätte man das alles hier aus einem alten Film geschnitten.

„Ist es hier nicht schön?“, fragte Savannah und machte drei Lampen an.

„In der Tat“, erwiderte Reinhardt.

Dann standen sie in einem großen Flur. Ein großer Flur ohne irgendeine Tür.

Als Savannah Reinhardts verwunderten Blick bemerkte, lächelte sie. „Geh mal bitte zwei Schritte nach hinten.“

Reinhardt gehorchte. Savannah zog einen Ziegel aus der Wand. Ein anderer Ziegel fiel herab und landete da, wo Reinhardt eben noch gestanden hatte.

„Also hatte ich es doch richtig in der Erinnerung“, sagte Savannah zufrieden, und noch bevor Reinhardt nachfragen konnte, formte sich in der Wand eine Tür. „Komm rein.“ Reinhardt lief Savannah hinterher in ein kleines Zimmer mit Bücherregalen und einer großen Pintafel voller Fotos, die die ganze Wand einnahm. Ein Foto zog seine Aufmerksamkeit

besonders auf sich: Savannah mit drei anderen Personen. Ihr Alter war schwer zu schätzen, da offensichtlich alle Elfen und Feen waren. Aber das Foto erzeugte eine Stimmung, die Reinhardt berührte. Eine Stimmung, die er nicht wirklich kannte. Er vermutete, dass es Liebe war. Liebe, von der er so viel gelesen hatte, von der er aber kaum sagen konnte, wann er sie zuletzt verspürt hatte. Es musste lange, lange her sein. Natürlich mochte er seine Tiere auf dem Hof und es war ihm wichtig, die Verantwortung für sie zu übernehmen. Aber was ihm vom Foto entgegenschlug, war ein anderes, ein tieferes Gefühl ...

„Haloooo, Savannah an Reinhardt“, sagte Savannah.

„Karamel oder Türkischer Apfel?“

„Ähmm ... was?“, fragte Reinhardt verwundert.

„Ich mach Tee, und es sind nur zwei Geschmacksrichtungen übrig. Ich komme nicht so oft her. Wie man auch an den Spinnennetzen sehen kann“, sagte Savannah.

„Also, Reinhardt. Ich habe nicht die Gabe, Gedanken zu lesen. Sagst du mir jetzt, was los ist? Ich gehe nicht davon aus, dass du gekommen bist, um mir zu beichten, dass du eine Leih-DVD kaputtgemacht hast“, sagte Savannah und hob ihren Becher.

„Ich weiß gar nicht, wie ich anfangen soll, Savannah. Ich kenne dich noch nicht lange, aber ich habe das Gefühl, wir sind Seelenverwandte“, sagte Reinhardt und machte eine Pause.

Oh, shit, was will er mir jetzt sagen, dachte Savannah.

„Wir beide mögen die Politik vom lieben Herrn Brown nicht“, fuhr Reinhardt fort.

Nach den Worten fühlte Savannah sich gleich erleichtert. „Ich glaube, du könntest mir helfen. Und nicht nur mir. Ich sehe das Armband mit diesem Fisch an deinem Handgelenk. Ich weiß, es gibt eine Untergrundbewegung. Und bevor du etwas sagst ... Es gibt solche Bewegungen auch in anderen Städten. Vielleicht hast du das schon gewusst. Sie möchten Kontakt aufnehmen zur Essener Untergrundbewegung. Vielleicht hast du ja eine Idee, an wen sie sich wenden könnten?“

Savannah schluckte laut. „Ähm ... Reinhardt ... Ich weiß gar nicht, was ich dir sagen soll ...“

„Am besten die Wahrheit“, unterbrach Reinhardt sie. „Dann können die Bewegungen gemeinsam das Dreistromland wieder zu dem machen, was es früher war.“ Savannah fiel der Becher aus der Hand. „Reinhardt, du weißt gar nicht, wie viel ich geben würde, um alles wie früher werden zu lassen. Aber wenn ich dir sage, was ich weiß, woher soll ich wissen, dass du nicht direkt zu Salie Brown gehst?“, fragte sie.

„Wenn du es mir nicht sagen willst oder kannst, dann ist es so“, sagte Reinhardt traurig. „Du musst die Bibliothek pünktlich öffnen.“ Er stand auf und griff nach seiner Tasche. „Ich hätte dir sehr gern eine Person vorgestellt, die über eine Gruppe in Castrop-Rauxel und Dortmund hätte berichten können. Aber Lucy wird verstehen, dass du nicht so viel riskieren kannst.“

„Reinhardt, ich ... Ich kann ein Treffen organisieren. Zwischen dieser Lucy und einer ... einer Person, die euch mehr erzählen kann.“

„Wann könnte Lucy diese Person treffen?“, fragte Reinhardt aufgeregt.

„Ich schreibe dir meine Adresse auf. Lucy kann nach der Arbeit zu mir kommen. Ich organisiere dann das Treffen“, sagte Savannah und schrieb auf einen Zettel, den sie aus ihrer Hosentasche geholt hatte. „Die Gruppe, die du meinst, nennt sich Die Emschergroppen.“

„Wie dieser Fisch, der in der Emscher lebt?“, fragte Reinhardt.

„Ganz genau. Alles andere erzählt meine Kontaktperson deiner Freundin“, sagte Savannah.

„Danke, Savannah“, sagte Reinhardt. „Danke, dass du mir Vertrauen schenkst.“

„Wir Nostalgiker müssen doch zusammenhalten“, lachte Savannah.

„Eine Frage noch“, sagte Reinhardt. „Wenn es nicht zu persönlich ist ... Wer sind die Personen an deiner Pinnwand?“

„Es ist nicht zu persönlich. Es ... es fällt mir nur schwer, darüber zu reden, denn ich hab sie schon seit 20 Jahren nicht gesehen. Es sind meine Großeltern und mein Zwillingbruder ... Ich vermisse sie so sehr. Sie sind in Bochum geblieben, als ich von dort geflohen bin. Ich hatte gedacht, ich könnte sie nachholen, aber ... Ich weiß nicht, was mit ihnen ist ... Ob sie noch leben. Ich würde es so

gerne erfahren“, sagte Savannah und fing an zu schluchzen. Reinhardt legte einen Arm um ihre Schultern. „Ich glaube, auch da kann Lucy dir vielleicht helfen. Soweit ich weiß, haben die Einhörner, so heißt ihre Gruppe, Kontakte nach Bochum.“

„Wirklich?“ Savannah wischte sich ein paar Tränen weg. Reinhardt lächelte. „Ganz bestimmt.“

Kapitel 31: Raphael (*Anna Abramenko & Ralf Lange*)

Es ist mir gelungen, über die Bergwerke und mithilfe der Bochumer Rebellen nach Bochum zu kommen. Jetzt stehe ich unweit des Regierungssitzes in der Amtsstraße. Es wird für mich kein Problem sein, unbemerkt ins Gebäude zu kommen. Mein Problem ist vielmehr, dass ich keine Ahnung habe, wo ich die Baupläne finden kann. Wenn wir die Baupläne des neuen Bochum haben, können wir auch eine Strategie aushecken, wie wir die Regierung unschädlich machen können. Mein größtes Problem ist allerdings, dass, falls ich das hier überleben sollte, spätestens Lucy mich umbringt. Sie war strikt dagegen, dass ich spioniere. Viele zu gefährlich, meinte sie. Ich weiß nicht, ob sie mir je verzeihen wird, dass ich einfach auf eigene Faust los bin. Ich wollte es ihr ja sagen, aber sie war heute morgen beim Frühstück so glücklich. Sie ist überzeugt, dass wir es gemeinsam mit Rebellen und Helfern aus den anderen Städten schon schaffen werden, das Dreistromland wiederzuvereinigen. Da habe ich es nicht übers Herz gebracht, ihr die Laune zu vermiesen. Vielleicht bin ich ja

früh genug wieder zurück, sodass Lucy gar nicht auf die Idee kommt, dass ich nach Bochum aufgebrochen sein könnte. Und wenn sie es doch merkt? Ob sie mir dann folgen wird? Ich hoffe nicht. Sonst kommt sie noch in Gefahr wegen mir. Das könnte ich auf keinen Fall ertragen. Ich sollte jetzt aber lieber mal mein Glück versuchen und ins Gebäude reingehen. Es bringt ja nichts, weiter hier vor dem Regierungssitz zu stehen. Denn die Pläne kann ich so auf keinen Fall finden. Ich öffne vorsichtig die Tür und ... bin drin. Wo soll ich nur anfangen zu suchen? Vielleicht im Keller? Weil die Pläne doch schon sehr alt sind? Oder doch lieber oben in den Räumen? Weil die Pläne wichtig sind? Ich sollte hier nicht so lange blöd herumstehen. Sonst erwischen mich die Kameras. Ich entscheide mich, zunächst oben in den Räumen zu gucken.

Plötzlich höre ich zwei Stimmen. Beide kommen mir irgendwie bekannt vor ... Aber so richtig sagen sie mir nichts. Egal, nicht stehen bleiben, einfach das Gespräch ignorieren. Ich habe schließlich eine wichtige Mission. „Ich weiß nicht mehr, was ich machen soll. In Essen bildet sich langsam ein Aufstand gegen mich. Ich habe Sorge, dass ich die Meute nicht mehr lange unter Kontrolle kriege. Und das Schlimmste ist, dass meine Schwester jetzt auch noch herausgefunden hat, dass ich mir Raketen liefern lasse. Wenn wir jetzt Krieg mit Dortmund anzetteln, wird sie sofort damit an die Öffentlichkeit gehen. So wird das nie was mit unseren Plänen, die Herrschaft über das ganze

Ruhrgebiet zu bekommen“, höre ich da jemanden sagen. Moment ... Ruhrgebiet? Herrschaft? Was haben die Typen vor?! Ich sollte doch lieber weiter lauschen.

Die Pläne kann ich auch später suchen.

Als ich durch den Schlitz zwischen Türrahmen und Tür gucke, sehe ich einen Typen mit Einhornkopf. Das ist sicherlich keiner von uns, auch wenn wir bei unseren Aktionen meist Einhornmasken tragen. Nein, das muss K. Einhorn persönlich sein. Der Präsident des neuen Bochum, der nichts anderes als ein übler Diktator ist ... Und der andere ... Das ist doch Salie Brown. Der Essener Präsident. Salie, der früher mal mit uns Einhörnern Seite an Seite gekämpft hat. Die beiden arbeiten zusammen? Oh Gott ... Ich ahne Böses!

„Nun, Salie“, sagt K. Einhorn, und es macht mich ganz verrückt, dass mir nicht einfällt, woher ich seine Stimme kenne, „ich kann dir einen guten Rat geben. Bei uns in Bochum ist jeder Bewohner unter Drogen gesetzt, die Neugierde und Eigeninitiative unterdrücken. Außerdem steuern wir das Wissen der Bewohner durch tägliche Updates im Wissensanpassungszentrum. Ich kann dir gerne Einblick in unsere Verfahren geben, dann kannst du sie auch in Essen anwenden. Und was den Krieg mit Dortmund betrifft ... Das kriegen wir schon hin.“

Ich bin fassungslos. Ich glaube einfach nicht, was ich da höre. Krieg im Dreistromland. Das ist schlimmer als alles, was ich mir vorstellen konnte. Und wenn K. Einhorn und Salie Brown auf diese irre Dortmunder Königin treffen, dann Gnade uns Gott!

Plötzlich spüre ich einen dumpfen Schmerz am Hinterkopf und ...

Kapitel 32: Günther Lauch (*Anna Abramenko & Ralf Lange*)

„Herr Lauch, bringen Sie den Elf bitte ins Gefängnis. Und das unauffällig“, höre ich K. Einhorn rufen.

Auch das noch. Können die Herren Präsidenten das nicht selber machen? Reicht es nicht, dass ich den Elf k. o. geschlagen habe? Ich möchte überhaupt niemanden mehr ins Gefängnis stecken. Keinen Menschen und keinen Elf. Beziehungsweise ... Ich wollte das noch nie. Ich muss es machen. Dabei habe ich wirklich keinen Spaß daran, andere zu quälen.

„Wird es bald, Lauch?“, kommandiert K. Einhorn.

„Jawohl“, sage ich und packe den Elf vorsichtig in die Gefangenentransporttasche. Diese Scheißflügel passen da nicht rein. Mist! Warum auch ausgerechnet ein Elf. Während ich den Elf einpacke, höre ich, wie die beiden Präsidenten sich wieder unterhalten.

„Du weißt, wer das ist, Salie, nicht wahr?“, fragt K. Einhorn.

„Natürlich.“ Salie nickt. „Raphael. Unser alter Freund. Was waren das noch Zeiten, als wir alle gemeinsam für den Schutz der Natur gekämpft haben ...“

„Dass er hier ist, kann nichts Gutes bedeuten.“ K. Einhorn hört sich besorgt an. „Dann sind die anderen Einhörner auch nicht weit weg. Das könnte zum Problem werden.“ Einhörner?, denke ich. Das sind echt komische Typen, die zwei. Wissen die nicht, dass es keine Einhörner gibt? Na ja, bis auf K. Einhorn. Aber der hat ja bloß einen Einhornkopf ...

Das hier ist jedenfalls kein Einhorn, sondern eindeutig ein Emscherelf! Ich nehme die Tasche und trage sie ins Gefängnis. Ich schmeiße den Elf in die nächstbeste freie Zelle.

Kapitel 33: Reinhardt (*Leon Schuster*)

Nachdem ich Lucy Zeit und Ort des Treffens durchgegeben hatte, wollte ich es mir zufrieden mit einem Film auf dem Sofa bequem machen. Aber als ich aus dem Fenster schaute, sah ich ein ziemlich großes Flexximobil mit einem überdimensionierten IDEA-Logo auf der Seite.

Dass sie kommen würden, war mir ja klar gewesen. Dass es so bald sein würde, hatte ich jedoch nicht erwartet. Ich trank einen Schluck von meinem schwarzen Tee, warf mir eine Jacke über und ging zur Tür. Und da war er tatsächlich persönlich: Goldschmidt-Gayle, der Chef von IDEA in all seiner Pracht. Puh, sah der in der Realität mickrig aus. Wenn nicht zwei Leute, die fast so groß waren wie ich, ihn begleitet hätten, hätte der sich wahrscheinlich nicht mal bis zu meiner Tür getraut.

„Ah, Herr Reinhardt. Schön, Sie zu sehen. Ich hoffe, Sie wissen, warum wir hier sind?“

„Erstens“, gab ich zurück, „dürfen Sie mein Grundstück nicht einfach so betreten. Und zweitens, ja, ich weiß, warum Sie hier sind. Vergessen Sie es gleich und verschwinden Sie.“

„Ach, immer noch so starrköpfig“, grinste Goldschmidt-Gayle. „Es wäre doch so viel vernünftiger, uns einfach Ihren Hof zu überlassen.“

„Ich vergesse mich gleich“, zischte ich und tat einen Schritt nach vorne.

Die Bodyguards zuckten und griffen zu ihren Waffen in den Seitentaschen.

Ich blieb stehen. „Ich habe Ihnen schon gesagt, dass ich Ihnen meinen Hof nicht verkaufen werde, ganz egal, was Sie mir bieten oder womit Sie mir drohen“, schnaubte ich wütend.

Der IDEA-Chef sagte mit einem unverschämten Grinsen: „Ich dachte, man könnte vernünftig mit Ihnen reden. Schade, dass ich nun auf andere Mittel zurückgreifen muss.“ Er schnippte mit den Fingern, einer der Wachleute zog seine Waffe und richtete sie auf mich.

Ich hörte ein Surren, dann einen Knall. Und der Schmerz pochte in meinem Bein. „Ahh! Ihr verdammten ... Das werdet ihr bereuen. Ich werde euch melden.“ Ich kniete nun vor ihnen, weil mein Bein so höllisch wehtat.

„Ach“, sagte Goldschmidt-Gayle. „Und wer soll Ihnen glauben? Weil Sie so leichtsinnig sind, ihr Holofon entgegen der Vorschriften meistens deaktiviert zu lassen, können Sie sich nicht einmal auf die Erinnerungsaufzeichnung beziehen.“

Auf einmal surrte Archie über mir und brüllte: „Nicht sterben, nicht sterben!“

„Ich sterbe doch nicht, du Idiot“, sagte ich.

Der Bodyguard, der auf mich geschossen hatte, schlug mit seinem Cyborg-Arm nach Archie, der offenbar versucht hatte, ihn anzugreifen. Die Typen liefen zum Wagen und

ließen mich einfach sitzen. Mit einer Schusswunde im Bein und dieser verdammten Biene namens Archie.

Kapitel 34: Archie (*Helen Pourmardani*)

Booommm hörte ich. Was war das denn für ein Scheißgeräusch?! Reinhardt?! Was machte er denn da? Tanzte der Altmodische dort etwa?! Dann sah ich das Bluuut auf seinem Bein. Neiiiiin! Reinhardt war angeschossen! Ich musste so schnell es ging zu Reinhardt fliegen. Oh mein Gott, dachte ich. Ich hasse Bluuut! Ich kann doch kein Blut seeehen! War das wirklich Blut an seinem Bein? Bitte nicht, bitte, bitte nicht! Am liebsten hätte ich die Fliege gemacht. Weit, weit weg. Aber ich musste hinfliegen, zu ihm. Ich musste das für Reinhardt tun! Ist ja nicht so schwer, redete ich mir ein. Ich muss nur die Augen zumachen und losfliegen. Ich flog näher und näher. Reinhardt war auf den Boden gesunken.

„Nicht sterben, nicht sterben!“, brüllte ich, bevor auch nur einer der Muskelberge oder der Anzugtyp ihre Münder aufmachen konnten.

„Ich sterbe doch nicht, du Idiot“, antwortete Reinhardt.

„Verpiss dich mal, du Arschloch“, sagte einer der Muskelberge und versuchte, mich mit seinem künstlichen Arm wegzuwedeln.

„Arschloch?!“, schrie ich. „Du nennst mich Arschloch?! Was bist du denn selber?!“

Leider verstand er meine Worte nicht und schlug nur wieder nach mir.

„Das war es“, sagte ich sauer. „Mit euch rede ich nicht mehr. Jetzt ist Reinhardt dran.“

Offenbar hatte ich den drei Typen ganz schön Angst gemacht, denn sie liefen zu ihrem Flexximobil zurück, um zu verschwinden.

„Reinhardt“, rief ich. „Hast du gesehen, wie der mich geschubst hat?! Willst du nichts macheen?! Reinhardt?! Neinnnnnnnn, wieso redest du nicht?!“

Ich bekam keine Antwort. Oh nein, dachte ich. Er ist tot. Reinhardt ist tot!

„Nicht sterben, bitte nicht sterben, Reinhaardt!“, rief ich wieder. „Ich schwöre, ich nerve dich nicht mehr, wenn du versprichst, jetzt nicht zu sterben. Reinhaaaaaardt?!“

Reinhardt murmelte irgendwas, was ich nicht verstand.

„Uff, du lebst ja noch! Okay, gut, dann vergiss, was ich eben gesagt habe, okay?!“, sagte ich, weil ich ihn natürlich weiter nerven wollte.

Ich musste dringend mit Reinhardt reden. Was, wenn er sein Land doch diesen Männern verkaufte! Der Scheißtyp mit dem künstlichen Arm war bestimmt sehr reich. Solche Arme konnte doch bestimmt nicht jeder kaufen. Jemanden mit so einem Arm hatte ich zuletzt auf dieser Brücke gesehen. Der Typ, der mich weggeschubst hatte, als ich ihn dran hatte hindern wollen, den anderen Mann zu schubsen. Egal, ich musste jetzt einen Weg finden, damit diese Typen Reinhardts Feld nicht kaufen konnten. Reinhardt wollte anscheinend immer noch nicht mit mir reden. Dann fiel es mir ein. Wie dumm ich manchmal sein konnte! Der Mann, der mich eben

weggewedelt hatte, war doch genau der, den ich auf der Brücke gesehen hatte!, stellte ich fest. Ich nahm allen Mut zusammen und wollte zur Polizei fliegen. Dann hörte ich Reinhardt stöhnen. Okay, ich musste mich zuerst um ihn kümmern.

Kapitel 35: Adam (*Zineb Alawad*)

Dies ist die Geschichte von Adam, dem Mann mit dem künstlichen Arm: Nach langer Anstrengung und viel Arbeit war es Adam gelungen, gemeinsam mit seiner Freundin Katharina das College zu absolvieren. Sie beschlossen, zum Abschluss eine Party mit Freunden zu feiern, in einer großen Halle, die sie dafür mieteten. Sie bereiteten vor. Dann aber, am Tag vor der Party, war Adam allein zu Haus und bekam plötzlich starke Schmerzen im ganzen Körper. Er fühlte sich schwach. Übelkeit überkam ihn. Er hörte ein Klopfen an der Tür. Katharina. Aber er war zu schwach, um zur Tür zu laufen. Weil Katharina einen Ersatzschlüssel hatte, öffnete sie die Tür trotzdem und fand Adam in seinem Zimmer im Schneidersitz auf dem Boden sitzend. „Wieso hast du nicht aufgemacht?“, fragte Katharina. „Ich habe bloß meditiert“, erklärte Adam. Er wollte Katharina nicht beunruhigen. Deshalb erzählte er nichts von den Schmerzen, die er wie Stacheln im ganzen Körper fühlte. Und er erzählte nichts von der Übelkeit.

Kapitel 36: Adam (*Moutasm Alyounes*)

„Was ist los mit deinem Arm?“, fragt Katharina. „Warum ist er so dunkelblau?!“

„Es ist alles gut, Katharina“, sage ich. „Mir geht es gut. Mach dir keine Sorgen. Bringst du mir ein paar Schmerztabletten?“

Während Katharina Tabletten holt, rufe ich beim Arzt an und sage der Sprechstundenhilfe, dass ich noch heute einen Termin haben muss, dringend. Ich will nicht, dass Katharina das hört und sich Sorgen um mich macht.

„Alles klar“, sagt die Sprechstundenhilfe. „Kommen Sie heute vorbei. Wie heißen Sie?“

„Naimov“, sage ich mit zittriger Stimme. „Adam Naimov.“
Später gehe ich zum Arzt. Die Schmerzen sind weniger jetzt, aber ich kann meinen Arm kaum mehr bewegen. Ich erzähle dem Arzt alles. Dass ich so unendliche Schmerzen hatte und dass mein Arm dunkelblau ist.

Der Arzt guckt sich den Arm an und sagt: „Ohhh ... Das ist sehr gefährlich, Herr Naimov. Ihr Arm muss amputiert werden, sonst werden Sie bald sterben. Diese Krankheit könnte sich sonst schnell in Ihrem ganzen Körper ausbreiten.“

Ich spüre, wie ich anfangs zu zittern. „Was? Wie? Warum?“, sage ich.

„Das ist eine neue Krankheit“, erklärt der Arzt. „Sie heißt die blaue Pest. Sie haben vielleicht schon davon gehört. Diese Krankheit kann man leicht erkennen. Eine Blaufärbung der Gliedmaßen und starke Schmerzen sind die Symptome.“

„Und sie könnte sich schnell ausbreiten in meinem Körper?“, frage ich.

Der Arzt nickt. „Aber machen Sie sich keine Sorgen. Die Krankheit ist im Moment nur in Ihrem Arm, nicht im ganzen Körper.“

„Ist das ansteckend?“, frage ich entsetzt und denke an Katharina.

Der Arzt schüttelt den Kopf. „Die Krankheit bricht durch mutiertes Erbgut aus. Keine Ansteckungsgefahr. Aber wie gesagt, wir müssen den Arm möglichst bald amputieren.“

„Und wie soll ich mit nur einem Arm arbeiten?“, frage ich.
„Mit einem Flexxiarm“, sagt der Arzt. „Aber das kostet viel Geld, Herr Naimov.“

„Nein, nein, nein. Auf keinen Fall“, widerspreche ich.
„Ich will meinen Arm behalten. Gibt es keine andere Möglichkeit?“

„Ja ... na ja ... Es gibt Medikamente. Die werden von IDEA produziert. Jedoch kosten die auch viel Geld. Ich weiß nicht, ob Sie das finanzieren können. Und ich weiß nicht, ob die Medikamente Ihren Arm retten können, jetzt, wo er schon blau ist. Probieren Sie Ihr Glück. Aber beeilen Sie sich. Sonst breitet sich die Pest aus, dann kann ich nichts mehr für Sie tun.“

Kapitel 37: Adam (*Zineb Alawad*)

Auf dem Rückweg vom Arzt rief Adam bei IDEA an. Aber der Arzt hatte recht. Die Medikamente waren unbezahlbar für ihn. Verzweifelt kam Adam nach Hause.

Vor Katharina versuchte er, sich nichts anmerken zu lassen. Aber als sie für die Party einkaufte, konnte er das ganze

Zeug mit seinem schmerzenden, steifen Arm nicht tragen. Katharina trug alle Einkäufe allein und schaute ihn immer wieder besorgt an.

Während der Party konnte er nicht einmal sein Glas Wein halten. Er verschüttete den Wein auf seiner Kleidung.

Wahrscheinlich hielten die anderen ihn für betrunken.

Der Arm machte Adam ganz verrückt. Er beschloss, die eigene Party früher zu verlassen und nach Hause zu gehen.

Als Katharina und seine Freunde versuchten, ihn über das Holofon zu erreichen, reagierte er nicht auf die Anrufe.

Alles, was er wollte, war, dass der Schmerz sich endlich verabschiedete. In einer Apotheke kaufte er eine Anti-Schmerz-Spritze. Doch nach der Injektion wurden die Schmerzen nur noch größer. Adam schrie. Dann wurde er ohnmächtig.

Als Adam aufwachte, fand er sich im Krankenhaus wieder. Sein Arm war amputiert worden.

Nach der Amputation des kranken Arms wurde Adam von Tag zu Tag trauriger. Die düstere Stimmung trennte ihn von allen Menschen, die ihm etwas bedeuteten. Er zog sich völlig zurück und wollte auch Katharina nicht mehr sehen. Manchmal hatte er Wahnvorstellungen, bildete sich ein, sein ganzer Körper wäre schon von der blauen Pest befallen. Adam wollte nicht mehr aus dem Haus. Wozu auch? Eine Anstellung würde er ohnehin nicht bekommen. Wer würde Adam schon einstellen – mit nur einem Arm? Schließlich sah er nur noch einen Ausweg: Selbstmord zu begehen.

Zum Abschied aber wollte er die ungelesenen Nachrichten lesen, die Katharina ihm geschickt hatte. Nachrichten voller Gefühle, schöner Worte und Herzen. In einer letzten Nachricht lud Katharina ihn zum Abendessen ein. Nein, er hatte keine Hoffnung mehr. Es war beschlossen. Aber ein letztes Treffen war er Katharina schuldig.

„Adam, Schatz“, begrüßte Katharina ihn im Stammcafé, als wäre nichts gewesen.

Er hielt sie lange im Arm. Er hatte vorgehabt, mit Katharina Schluss zu machen. Zu behaupten, dass er sie nicht mehr liebte. Aber als er sah, wie sie gleichzeitig vor Freude und Leid weinte, brachte er es nicht übers Herz. Sie setzten sich an einen Tisch. Adam beschloss, ihr die Wahrheit zu sagen. Er erzählte Katharina, dass er Selbstmord begehen würde.

Da sagte Katharina ihm, dass sie schwanger von ihm sei.

„Es sollte eine schöne Überraschung sein“, sagte sie. „Das ist doch ein Grund weiterzuleben, Adam.“

Doch Adam schüttelte den Kopf. „Du musst das Kind abtreiben lassen“, sagte er.

Katharina begann zu weinen. Dann stand sie auf und lief aus dem Café. Adam blieb sitzen – einsam und verlassen. Sie versteht nicht, dachte er. Sie versteht nicht, dass die Krankheit vererbbar ist, und unser Kind vielleicht krank sein wird. Und sie versteht nicht, dass ich an der blauen Pest qualvoll sterben werde, weil ich keine Möglichkeit auf Behandlung habe.

Plötzlich setzte sich ein Mann zu Adam an den Tisch.

„Adam Naimov, richtig?“, fragte er.

Adam nickte verwirrt. Er konnte ja nicht wissen, dass der Essener Geheimdienst ihn seit seinem Anruf bei IDEA über sein Holofon ausspionierte.

„Wir haben ein Angebot für Sie“, sagte der Kerl. Er holte Papiere aus seiner Tasche. Verschiedene Broschüren und Informationen über medizinische Produkte von IDEA.

„Schauen Sie“, sagte der Mann. „Mit diesen Medikamenten können Sie verhindern, dass die blaue Pest sich weiter ausbreitet. Und wenn Sie Ihr Kind von Anfang an damit behandeln, können Sie verhindern, dass die Krankheit bei ihm überhaupt ausbricht.“

„Ich kann das nicht bezahlen“, sagte Adam und wollte aufstehen, weil es ihm unheimlich war, dass der Mann so viel über ihn wusste.

„Bleiben Sie bitte“, sagte der Mann. „Wir können helfen. Wir bieten Ihnen einen Job an.“

Adam war sehr aufgeregt. Er erzählte von seinem Studium und wie gut er sich auf dem Gebiet der Pharmazie auskannte. Aber der Mann unterbrach ihn und sagte: „Wir möchten nicht, dass Sie auf dem Gebiet der Pharmazie arbeiten.“

„Was wollen Sie dann von mir?“, wollte Adam wissen.

„Wir wollen Ihnen wieder ein Leben bieten“, sagte der Mann. „Wenn Sie mit uns zusammenarbeiten, erhalten Sie und Ihr Kind kostenlose Behandlung, und wir sorgen dafür, dass Sie einen Flexxiarm bekommen.“

Adam war überrascht. „Und was muss ich dafür tun?“

„Nun ...“, sagte der Mann. „Sie würden hier und da als Personenschutz für unseren Manager dienen. Wenn er zu

etwas ... unangenehmeren Terminen muss.“

„Unangenehm?“, fragte Adam.

„Nun“, setzte der Kerl an. „Manchmal möchten Personen oder kleine Unternehmen sich nicht sofort auf unsere lukrativen Angebote einlassen. Denen müssen wir auf die Sprünge helfen.“

„Ich soll Menschen bedrohen und erpressen?“, fragte Adam entsetzt.

„Wenn Sie es so sehen wollen“, sagte der Mann. „Ich würde eher sagen: sie zu ihrem Glück zwingen.“

Adam schwieg einen Moment. Dann sagte er: „So etwas kann ich unmöglich tun. Ich ...“

Der Mann unterbrach ihn: „Und was ist mit Ihrem Kind? Mit Ihrer hübschen Freundin? Lieben Sie die nicht? Sie können ja nichts dafür, dass Sie krank geworden sind, nicht wahr? Und ihr Kind kann erst recht nichts dafür, dass Sie ihm dieses Leiden mit großer Wahrscheinlichkeit vererben werden. Ihr Leben ist in Gefahr. Und das Ihres noch ungeborenen Kindes.“

Und dann kam der Tag, an dem IDEA beschloss, dass Einschüchterungen nicht mehr reichten. Denn Ringo Pottgießer, Inhaber eines kleinen Unternehmens für schlaue Kleidung, ließ sich einfach nicht erpressen und lehnte jedes noch so hohe Angebot für seine Firma ab. IDEA wollte aber unbedingt das Patent auf seine Erfindung haben.

„Dann musst du ihn halt umbringen“, sagte Adams Chef, Herr Goldschmidt-Gayle.

Adam war entsetzt. „So war das nicht vereinbart“, sagte er. „Dann bekommst du mehr Geld“, sagte der Chef, aber Adam weigerte sich weiterhin.

„Schade“, sagte der Chef. „Der kleine Tim ist so ein niedliches Kind. Traurig, dass er nicht mehr lange zu leben hat, wenn die blaue Pest erst einmal ausgebrochen ist bei ihm.“

Am nächsten Tag ging Adam los, um seine furchtbare Mission zu erledigen.

Kapitel 38: Annie (*Moutasm Alyounes*)

Annie grübelt. Jeff hat sie wieder kontaktiert und sie gebeten, sich das mit Hope noch mal zu überlegen. Er hat ihr Holofon-Mitschnitte seines Gesprächs mit Hope vorgespielt. Trotzdem, Annie muss vorsichtig sein. Sie muss genau wissen, mit wem sie zusammen arbeitet. Annie hat Angst, dass es ein Fehler ist, Hope zu kontaktieren. Aber gleichzeitig könnte Hope wirklich eine einmalige Chance sein für die Emschergropfen und für die Stadt Essen und das restliche Dreistromland. Ihr geht der Arsch auf Grundeis. Am Ende sammelt Annie all ihren Mut zusammen und entscheidet sich, dahin zu gehen, wo die Fotojournalistin wohnt.

Hope macht die Tür auf. „Wer sind Sie?“, fragt sie. „Sind wir verabredet? Ich habe leider keine Zeit. Ich kenne Sie auch gar nicht.“

Annie sagt: „Ja, du hast recht. Du kennst mich nicht. Wieso solltest du dich mit mir abgeben? Ich kenn dich

aber schon. Ich weiß, dass du Salies Schwester bist und als Fotojournalistin arbeitest. Ich muss dringend mit dir sprechen ... hinsichtlich deines Bruders. Ich weiß, dass du deinen Bruder aufhalten möchtest und dass du seine Ziele nicht unterstützt. Wir sitzen im selben Boot, Hope. Wir haben die gleichen Ziele. Wir wollen beide Frieden.“

„Komm doch rein“, sagt Hope verwirrt. „Wir reden drinnen darüber.“

„Nein“, sagt Annie. „Das geht nicht. Wir müssen woanders hingehen. Deines Bruders Augen und Ohren sind hier überall. Hier über dieses Thema zu sprechen, wäre sehr gefährlich.“

Hope folgt Annie verwirrt Richtung Zeche Carl. Hope sagt: „Wohin gehen wir denn?“

Annie antwortet: „Unter die Erde.“

„Was?!“, sagt Hope. „Was machen wir dort?“

„Warte doch kurz. Hab noch einen Moment Geduld“, sagt Annie und öffnet eine Tür im Boden. Sie sieht wie ein Zugang zu einem Keller aus.

„Wohin bringst du mich? Was willst du von mir?“, sagt Hope.

„Du willst doch das Ruhrgebiet retten, oder?“, fragt Annie.

„Du willst doch Frieden haben, richtig? Also, dann komm mit und halt die Klappe.“

„Entschuldigung“, sagt Hope und folgt Annie in die Dunkelheit.

Sie kommen in einen Raum. Tate und Paul betreten den Raum von der anderen Seite.

„Paul? Bist du das wirklich?“, fragt Hope.
Paul lächelt. „Ja, Hope, ich bin es. Herzlich willkommen bei den Emschergroppen.“
„Emschergroppen?“, fragt Hope. „Wirklich?“
„Du hast mich gefragt, warum du hier bist und was wir von dir wollen, Hope“, sagt Annie. „Jetzt werde ich dir auf alles antworten. Wie du vielleicht weißt, will dein Bruder Salie Brown, der Präsident von Essen, Krieg führen gegen Dortmund. Erst will er einen kalten Krieg erzwingen und dann wird er Gründe finden, den Krieg ausbrechen zu lassen. Alles, was wir und unsere Vorfahren geschaffen haben, wird er mit dem Krieg kaputtmachen, nur um seine Machtposition zu sichern.“
„Was labert ihr hier gerade?“, fragt Hope feindselig. „Ihr redet über meinen Bruder. Du müsstest doch am besten wissen, wie Salie wirklich ist, Paul! Wie er sich eingesetzt hat für die Umwelt. Nur deswegen ist er Präsident von Essen. Und bevor er seine Partei gegründet hat, hat Salie als Rebell in Castrop-Rauxel und Dortmund gekämpft.“
„Ich glaube, du weißt sehr wohl, dass wir recht haben“, sagt Paul. „Du selbst hast Jeff gesagt, dass Salie nicht mehr der ist, der er mal war! Und du weißt auch, dass Salie schon immer dazu neigte, seine Meinung sehr plötzlich zu ändern und plötzlich das Gegenteil von dem zu vertreten, was er vorher noch mit allen Mitteln verteidigt hatte.“
„Ich will nichts mehr davon hören“, schreit Hope. „Ich weiß gar nicht, warum ich überhaupt mitgekommen bin. Ihr habt doch meine Zeit verschwendet. Ihr quatscht nur Müll. Servus!“

„Stopp!“, sagt jemand, der gerade erst den Raum betreten hat und eine Einhornmaske trägt. „Du gehst nirgendwohin. Du bleibst hier, bis ich mit allem, was ich dir sagen will, fertig bin. Dein Bruder ist ein Frevler. Leute wie dein Bruder müssen ins Gefängnis, nicht an die Macht. In einem hast du recht. Er war ein Rebell. Er hat für die Umwelt gekämpft. Er hat viele positive Dinge gemacht. Aber das war damals, Hope.“
Hope schweigt, aber sie sieht immer noch wütend aus. Plötzlich zieht die Person ihre Einhornmaske ab.
Hope starrt ihr fassungslos in die Augen. „Lucy?“
In dem Moment fängt Annie zu heulen an. „Lucy!“, ruft sie und rennt schnell hin, um ihre Patentante zu umarmen.
„Wo warst du die ganze Zeit? Ich habe dich so vermisst.“
Lucy ist sichtbar aus der Fassung gebracht. „Annie“, sagt sie. „Ich wohne schon seit einer ziemlich langen Zeit in Castrop-Rauxel. Raphael und ich kämpfen dort und in Dortmund schon lange im Untergrund. Als Gruppe Die Einhörner. Lange hat Salie uns dort unterstützt.“
„Eine Rebellengruppe in Castrop-Rauxel und Dortmund?“, fragt Annie verwundert.
„Nicht nur in Essen gibt es Rebellen. Es gibt überall Menschen, Feen und Elfen, die für das Gute kämpfen. Und überall gibt es machthungrige Herrscher wie deinen Bruder Salie“, sagt Savannah, die nun ebenfalls in den Raum gekommen ist. „Aber wir werden unsere Mittel und Wege finden, sie alle zu stoppen. Wir werden Salie aufhalten. Genauso, wie wir den Bochumer Diktator stürzen werden. Und die Dortmunder Königin.“

„Die Königin?“, fragt Hope. „Die gegen Salie Krieg führen will?“

Lucy nickt. „Salie ist nicht der einzige, der Krieg führen will. Die Dortmunder Königin ist genauso schlimm wie er. Vielleicht sogar schlimmer. Aber wir werden sie hindern. Sie hat die Dortmunder lange getäuscht, weil sie nach außen immer friedlich tat. Die Bevölkerung glaubt an sie, weil sie sehr viel Charisma hat. Doch wir werden es schaffen, ihre Pläne aufzudecken.“

„Aber mein Bruder will dann trotzdem Krieg“, flüstert Hope.

Lucy nickt. „Deswegen musst du uns helfen. Das Dreistromland braucht dich. Ohne dich können wir den Krieg nicht verhindern. Wir müssen zusammenhalten. Also ... bist du dabei?“

Hope lächelt. „Ja, bin ich. Ich gehe mit euch durch dick und dünn. Wie fangen wir an?“

„Wir brauchen deine Bilder“, sagt Annie.

„Die Raketenbilder, die du Jeff gezeigt hast.“

Hope nickt. „Und wie wollt ihr die Bilder gegen Salie einsetzen? Wenn wir sie im Internet veröffentlichen, kann die Regierung das zurückverfolgen und wir sind am Arsch“, sagt Hope. „Mich als seine Schwester lässt Salie wahrscheinlich gehen, aber ihr ...“

„Wir werden sie nicht im Internet veröffentlichen, sondern Flugblätter verteilen“, erklärt Tate.

„Was?!“, fragt Hope.

„Wir werden deine Bilder mit einem kurzen Text verteilen“, sagt Tate.

„Ja, mir ist schon klar, was Flugblätter sind“, sagt Hope.

„Aber wir können doch nicht einfach herumlaufen und Flugblätter verteilen. Die Regierung nimmt uns doch sofort fest.“

„Natürlich“, sagt Savannah. „Wir lassen sie fliegen. Deswegen heißen sie ja Flugblätter.“

„Fliegen lassen?“, fragt Hope immer noch verwirrt.

„Die Strauße werden uns helfen“, erklärt Lucy. „Sie werden die Blätter im Flug fallen lassen.“

„Hä? Was? Aber Strauße können doch nicht fliegen!“, sagt Hope.

Lucy lächelt: „Ich habe es ihnen beigebracht. Savannah geht morgen mir dir und holt die Bilder. Dann könnt ihr die Flugblätter vorbereiten. Und übermorgen wird sich alles ändern.“

Kapitel 39: Avery (*Wiktoria Niedzwiecka*)

Die heutige Schicht ist wirklich langweilig. Offenbar hat heute niemand Lust, sich in eine Bar zu setzen. Jeder will seine Zeit zu Hause mit der Familie verbringen. Natürlich nur, wenn der Partner nicht zufällig eine Zeitmaschine baut, die eigentlich nichts ändern kann.

Ich schau mich um. Meine Kollegin, die bis eben noch an der Theke bediente, hat Feierabend gemacht. Also übernehme ich jetzt. Am Ende der Theke sitzt ein Typ ganz allein. Ob seine Freundin auch eine Zeitmaschine baut? Sehr witzig, Avery, denke ich. Ich nähere mich ihm. Der Mann dreht sein Glas mit den Fingern. Er hat den Kopf in

die Hand gestützt, sodass ich sein Gesicht nicht erkenne. Der Typ scheint irgendwie in seine eigene Welt abgetaucht zu sein. Glücklicherweise ist er sicherlich nicht. Er hebt den Kopf und sagt: „Noch einen Whiskey, bitte.“ In diesem Moment erkenne ich ihn. Salie Brown. Das ist er. Er war schon lange nicht mehr hier. Ich nehme die Whiskyflasche und fülle sein Glas auf. Ich beobachte ihn sorgfältig. Ihn hier sitzen zu sehen. Allein und verwundbar ohne seine Bodyguards. So eine schöne Gelegenheit kommt so schnell nicht wieder. Aber zuerst sollte ich ein bisschen abwarten.

„Schlechter Tag?“, frage ich. Die Augen fest auf ihn gerichtet.

„Welcher Tag ist schon gut?“, antwortet Salie. Er ist betrunken. Man merkt es deutlich.

„Na ja ...“, sage ich. „Ich hab nicht viel Ahnung, wie es ist, Präsident zu sein. Aber ich glaube nicht, dass du meckern musst.“

Salie lächelt in sich hinein. „Was kannst du über solche Sachen schon wissen?“

„Vielleicht nicht viel, aber das reicht mir, um eine Meinung von solchen Typen wie dir zu haben.“ Nachdem ich das gesagt habe, gehe ich zum Lagerraum. Was denkt der sich? Was für ein arroganter Typ. Es wird verdammt noch mal Zeit, dass wir ihn loswerden.

Ich nehme Rattengift aus dem Regal, das ich für die Ratten im Keller gekauft habe. Es ist ziemlich tierfreundlich. Tötet ganz sanft. Salie wird nicht leiden müssen. Ich verstecke ein

Beutelchen davon in der Hosentasche und gehe wieder zu Salie.

„Ich hätte gern noch einen ... Whiskey“, lallt er.

„Und deine Bodyguards?“, frage ich. „Wo hast du die versteckt?“

„Bin ihnen entkommen.“ Salie grinst breit. Aber glücklich sieht er trotzdem nicht aus.

Während ich nachgieße, tippt er mich an. „Hat das wehgetan?“, fragt er mich.

Ich habe keine Ahnung, was er meint. Er deutet mit seinem Finger und einem kleinen Lächeln im Gesicht auf meine Arme. „Die Tattoos.“

„Oh ... Nein, nicht wirklich“, antworte ich und gucke auf meine Arme.

„Sie sind schön“, sagt er.

Hat er Tränen in den Augen? Er sieht wie ein Wrack von Mensch aus. Aber das bringt ihm nicht mein Erbarmen ein. Ehrlich gesagt: Es ist schwer zu glauben, dass das derselbe Mann ist, der unsere Stadt jeden Tag ein bisschen weiter an den Abgrund führt.

„Möchtest du etwas Besseres trinken?“, frage ich ihn mit gezwungenem Lächeln.

Er nickt nur. Ich drehe ihm den Rücken zu und fülle sein Glas mit dem teuersten Whiskey, den wir haben. Darin löse ich das Rattengift auf. Dann stelle ich Salie das Glas hin.

„Und das?“, frage ich und zeige auf Salies blaues Auge, das ich ihm zugefügt habe. „Hat das wehgetan?“ Ich kann es gar nicht abwarten, seine Reaktion zu sehen.

Plötzlich läuft eine Träne seine Wange herunter. „Nein“, sagt er. „Nicht wirklich. Es gibt Sachen, die mir viel mehr wehgetan haben in den letzten Tagen. Verletzungen, die man von außen nicht sieht.“ Er nimmt das Glas. „Danke dafür. Du bist wirklich eine gute Frau.“

Ach du Scheiße. Das habe ich nicht erwartet.

„Weißt du ... Vor zwei Tagen hat jemand die Statue von meinem Hund kaputtgemacht. Er war einer der wenigen Freunde, die mir noch geblieben waren. Ich weiß, das klingt albern. Aber nach seinem Tod war es für mich wirklich sehr schwer, wieder weiterzumachen. Diese Statue war die einzige Erinnerung an ihn. Derjenige, der das gemacht hat, hat keine Ahnung, was ich jetzt fühle. Du würdest so was nie tun. Ich freue mich, dass es solche Menschen wie dich gibt ... Ich erfahre so viel Enttäuschung in letzter Zeit. Im Ministerium gibt es einen Spion. Und selbst meine Schwester hasst mich. Da ist das blaue Auge nichts gegen ...“

Schamgefühl. Das ist gerade das einzige, was ich fühle. Keine Wut, nicht einmal Verachtung. Mädchen, was hast du denn nur gemacht?, denke ich. Der Präsident ist eigentlich eine total arme Socke. Oh nein! Das Glas! Salie setzt gerade an zu trinken!

„Fliege!“, schreie ich.

Verwirrt stellt Salie das Glas sofort wieder auf die Theke. Er heftet seinen Blick auf mich. Überrascht und mit offenem Mund. Salie sieht wirklich lustig aus. „Was?“, fragt er unsicher. Ich kratze mich am Kopf und versuche, mir schnell etwas auszudenken. In meinem Kopf herrscht Vollchaos.

„Fliege!“, sage ich wieder und deute mit dem Finger auf das Glas. „Ich hab sie dort gesehen.“ Ich schnappe mir das Glas und tue so, als ob ich die Fliege darin suchen würde. „Siehst du?“, sage ich. „Ich mache dir ein Neues.“ Schnell gieße ich den Whiskey in den Ausguss und versuche, meine Verwirrung mit einem Lächeln zu überspielen.

Als ich ihm ein neues Getränk hinstelle, lacht Salie laut los.

„Du bist echt toll!“ Dann nimmt er einen Schluck. „Ich war auch einmal so wie du. So rebellisch. Ich war sogar in einer Rebellen-Gruppe, die sich gegen Pläne der Regierung auflehnte. Da wusstest du nichts von, nicht wahr ...?“

Er lacht, aber dann verschwindet das Lächeln aus seinem Gesicht. „Jetzt ist alles anders. Die Macht ... Wegen dieser verdammten Macht bin ich jetzt so wie ich bin. Ich weiß eigentlich nicht, wieso ich mich so benehme, wie ich es in letzter Zeit tue. Ich will nichts Schlechtes. Ich habe mich irgendwie verloren.“

Oh Gott. Salie muss jetzt wirklich sehr betrunken sein.

Ehrlich gesagt, weiß ich nicht, was ich sagen soll. Deswegen nicke ich bloß. Ich bin total verwirrt. Ist es möglich, dass der böse Salie Brown eigentlich gar nicht so böse ist?

Plötzlich steht er auf und zieht seinen Mantel an. „Es ist Zeit für mich. Ich muss gehen. Vielleicht sucht man mich schon. Danke. Dank dir war dieser eigentlich furchtbare Abend gar nicht so furchtbar.“ Er schenkt mir ein Lächeln, legt das Geld auf die Theke und geht.

Ich verliere mich in Gedanken. Eine Sache ist mal sicher: Ich werde niemals wieder auf die Person Salie Braun gucken

können wie zuvor. Dieser Mann hat mir gezeigt, dass er auch eine gute Seite, eine menschliche Seite hat. Meine Aufgabe ist es jetzt zu überlegen, wie ich ihm helfen kann – und damit auch uns.

Kapitel 40: Avery (*Leroy aus der Wiese*)

Völlig erschöpft war Savannah gewesen, als Avery sie von der Zeche nach Hause gefahren hatte. Erschöpft, aber glücklich. Die Zeitmaschine war fertig geworden. Avery hatte die todmüde Savannah gerade noch davon abhalten können, den ersten Testlauf sofort zu machen.

Als Savannah eingeschlafen war, schlich Avery leise aus dem Zimmer. Auf Zehenspitzen, weil sie Angst hatte, dass Savannah wach werden könnte. Von der Garderobe griff sie sich einen Hut, einen Schal und eine Sonnenbrille.

Wenn sie in der Zeit zurückreiste, war es besser, sie tarnte sich, damit niemand sie zurück in der Gegenwart erkennen konnte.

Mit dem Motorrad fuhr sie zur Zeche Carl. Dort betrat sie das Maschinenhaus. Zögernd stand sie vor der Zeitmaschine. Sollte sie wirklich? Ja, dachte sie. Nur wenn ich in der Zeit zurückreise, werde ich verhindern können, dass Salie Brown Präsident wird. Sie betrat die Kabine und stellte die digitale Anzeige auf 2110 ein. Hoffentlich würde sie im richtigen Jahr landen ... Wird schon schiefgehen, dachte Avery und drückte den Start-Knopf.

Avery kam im Jahr 2110 an und trat aus der Kuppel. Eigentlich war sie in dieser Zeit noch ein Kind gewesen. Ein

Anfall von Nostalgie überkam Avery und sie konnte nicht anders, als nachzuschauen, ob es ihre Lieblingsläden aus der Kindheit noch gab. Dann machte sie sich auf den Weg nach Castrop-Rauxel. Denn dort hatte, wenn Averys Recherchen stimmten, Salie Brown damals studiert. Sie fragte auf dem Campus nach Leuten. Die Angesprochenen blickten sie an, als ob sie sagen wollten: Wer ist diese seltsame Person? Und dann, endlich, fand Avery jemanden, der Salie Brown zu kennen schien.

„Ja, ich kenne ihn“, sagte eine Studentin.

„Kannst du mich zu ihm führen?“, fragte Avery fröhlich.

„Klar“, sagte die junge Frau. „Ich bin übrigens Michelle. Und du?“

„A... A... Annie“, sagte Avery, weil ihr so schnell nichts Besseres einfiel.

„Okay, Annie“, sagte Michelle. „Salie hält gerade ein Referat in einem Seminar. Über die Notwendigkeit, eine neue Emschergenossenschaft zu gründen, weil nur gemeinsam für unsere Flüsse gesorgt werden kann“, erklärte Michelle. „Aber er müsste jeden Moment fertig sein.“

Michelle brachte sie zu einem Seminarraum, aus dem tatsächlich wenig später der junge Salie Brown trat. Avery schoss gleich auf ihn zu und packte ihn am Arm. „Wir müssen reden!“

Salie blickte sie irritiert an. „Wer bist du überhaupt?“

„Das ist Annie“, sagte Michelle. „Sie wollte dich sprechen.“

„Genau“, sagte Avery. „Ich wollte dir sagen, dass du auf keinen Fall Präsident werden darfst.“

Michelle und Salie wechselten irritierte Blicke.
 „Okay ...“, sagte Salie.
 „Ich mein es ernst“, beharrte Avery. „Du wirst dich und alle anderen ins Unglück stürzen, wenn du Präsident wirst.“
 „Aha“, sagte Salie. „Wie schade, dabei wollte ich so gern Präsident werden.“ Er prustete los.
 „Das ist nicht zum Lachen“, sagte Avery. „Ich komme aus der Zukunft und ...“
 „Und da bin ich Präsident?“, fragte Salie amüsiert.
 Avery nickte.
 „Cool“, sagte Salie.
 Michelle glotzte Avery dumm an. „Salie“, sagte sie. „Wir sollten jetzt wirklich gehen.“
 „Nein, wartet!“, rief Avery.
 Aber Michelle zerrte Salie schon hinter sich her. Avery blieb un schlüssig stehen. Ihre Mission war beendet. Sie wollte zurück nach Essen. Und zurück ins Jahr 2127.

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit	5
Krieg im Dreistromland?	7
Impressionen.....	100





Herausgeber: Bundesverband der Friedrich-Bödecker-Kreise e.V.
Im Rahmen des Programms „Kultur macht stark. Bündnisse für Bildung“
des Bundesministeriums für Bildung und Forschung

Umschlaggestaltung: Claudia Lichtenberg
Redaktion: Jürgen Jankofsky
Layout und Satz: Heike Lichtenberg
Fotos: Frank Vinken

Weitere Informationen über die „Autorenpatenschaften“ über:
www.boedecker-buendnisse.de

Alle Altersangaben beziehen sich auf die Entstehungszeit der Arbeiten.

2017
© mdv Mitteldeutscher Verlag GmbH, Halle (Saale)
www.mitteldeutscherverlag.de

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-95462-819-3

Printed in the EU